

Szenen des Elends
Der Film «Platzspitzbaby» bilde die Realität gut ab, sagt ein einstiger Drogensüchtiger. **HINTERGRUND 3**

Rufer in der Geldwüste
Die Finanzwirtschaft brauche Nachhaltigkeit, fordert Finanzprofessor Marc Chesney. **REGION 9**



Foto: Elizabeth Lies/Unsplash

Einschnitt ins Dasein
Krank werden heisst oft, die Weichen neu zu stellen. Und den Blick aufs Leben zu verändern. **DOSSIER 5–8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 3/März 2020
www.reformiert.info

Mit zwei Männern in Weiss hat der Vatikan ein Problem

Religion Joseph Ratzinger interveniert in heiklen Momenten, statt wie versprochen zu schweigen. Die Attacken gehen nicht spurlos an Nachfolger Papst Franziskus vorüber. Er enttäuscht die Reformer.



Einspruch «aus der Tiefe des Herzens»: Der emeritierte Papst Joseph Ratzinger mit Papst Franziskus während einer Messe im Petersdom in Rom.

Foto: Reuters

Er werde schweigen und beten, versprach Papst Benedikt XVI., als er 2013 zurücktrat. Aber lange hielt Joseph Ratzinger nicht durch. Wiederholt meldete er sich zu Wort. Zuletzt verteidigte er im Buch «Aus der Tiefe des Herzens» des Kardinals Robert Sarah den Zölibat. Nur wenige Wochen, bevor Franziskus den Forderungskatalog der Amazonas-Synode beantwortete.

Marco Politi bezeichnet die Publikation schlicht als Skandal: «Sie war eine Intervention in einen Regierungsakt des Nachfolgers.» Der Journalist schrieb lange für italienische Tageszeitungen über den Vatikan und veröffentlichte zuletzt das Buch «Das Franziskus-Komplotz».

Dass Ratzinger sogleich ausrichten liess, er habe Sarah nur den Aufsatz ausgehändigt, von dem Buch aber nichts gewusst, hält Politi für wenig glaubwürdig. «Sarah ist ein anständiger Mensch, er würde Ratzinger niemals hintergehen.» Welche Auswirkungen die Intervention hatte, ist ungewiss. Den Bruch mit

«Noch nie gab es innerhalb der kirchlichen Hierarchie eine derart starke Opposition gegen einen amtierenden Papst wie jetzt gegen Franziskus.»

Marco Politi
Journalist und Autor

dem Vorgänger riskierte Franziskus jedenfalls nicht. Am 12. Februar antwortete er auf die Synode und enttäuschte viele Reformer. Sie hatten gehofft, dass sich der Papst hinter die Forderungen stellt, welche die Bischöfe aus dem Amazonas-Gebiet im Oktober gestellt hatten. So wollten sie auch verheiratete Diakone zu Priestern weihen dürfen.

Versteckte Botschaften

Vom Zölibat schreibt der Papst keine Zeile. Kirchenhistoriker Hubert Wolf, der an der Universität Münster lehrt, sagt: «Stattdessen zeichnet Franziskus ein überhöhtes Priesterbild, das auf das 19. Jahrhundert zurückgeht und sogar noch hinter den Aussagen von Johannes Paul II. zurückbleibt.» Da scheinbar Franziskus den Konservativen «zu geben, was sie hören wollen».

Einen konservativen Kurs hält Franziskus auch, wenn er über die Frauen schreibt. Sie leisteten ihren Beitrag, «indem sie die Kraft und Zärtlichkeit der Mutter Maria wei-

tergeben». Dass jenen Frauen, die nach der Weihe streben, Klerikalismus unterstellt wird, ist für Wolf «zynisch». Der Theologe geht davon aus, dass die Priesterweihe für Frauen damit vom Tisch ist. Auch Diakoninnen werde es unter dem jetzigen Papst kaum geben.

Politi vermutet, dass Franziskus die Forderungen wollte. «Doch der Protest im Vatikan war zu stark.» Ratzingers Intervention sei nur die berühmte Spitze des Eisbergs.

Um zu erkennen, wo Franziskus auf die Reformer zugeht, braucht es die Lupe des Insiders. Wolf weist darauf hin, dass der Papst mit seinem Schreiben die Beschlüsse der Amazonas-Synode bloss ergänzt. «Indem er die Verantwortung den Hirten vor Ort überträgt, versucht er, der Kritik der Konservativen in Rom auszuweichen», betont Wolf.

Franziskus komme ihm vor wie jemand, der eine Lunte auslege, ohne sie anzuzünden, sagt auch der Schweizer Kapuziner Willi Anderau. «Doch was passiert, wenn ein

anderer sie anzündet?» Die Zurückhaltung des Papstes erklärt sich Wolf mit der Verantwortung für die Einheit der Kirche. «Zumal er mit heftigen Attacken aus dem reaktionären Lager, das sich angeblich auf Joseph Ratzinger stützt, konfrontiert ist.» Wolf bezweifelt aber, «dass sich Franziskus mit seinem Lavieren einen Gefallen tut».

Politi hat mehr Verständnis. «Nie gab es in der Hierarchie eine so starke Opposition gegen einen Papst.» Hinzu kommen Querschüsse Ratzingers, der sich so als Projektionsfläche für Franziskus-Gegner anbietet. «Zum Schattenpapst taugt er trotzdem nicht», erklärt die Zürcher Geschichtsinstitutlerin Claudia Zey. Dafür sei der 1927 geborene Deutsche zu alt. «Zudem war seine Rücktrittserklärung sehr klar.»

Ein Vorbild für den Papst ausser Dienst gibt es in der Kirchengeschichte: Coelestin V. Freilich war Ende 1294 noch keine vier Monate im Amt, als er abdankte. Und bis Rom hatte er es nie geschafft, er regierte die Weltkirche von einer für ihn gezimmerten Mönchsklausen in Neapel aus. Der Nachfolger Bonifatius VIII. steckte ihn in Klosterhaft.

Eigentlich nicht kompatibel

Bonifatius wusste offenbar, was für Zey noch heute gilt: «Zwei Männer in Weiss sind mit dem Papsttum nicht kompatibel.» Franziskus habe Ratzinger ermuntert, weiterhin zu reisen und Besucher zu empfangen, sagt Vatikan-Kenner Politi. Er wolle keinen Konflikt riskieren.

Für Wolf hingegen ist die klare Führung «die historische Stärke des Katholizismus». Für Rücktritte brauche es klare Regeln: Schweigekloster statt Wallfahrtstourismus wie jetzt, da Ratzinger täglich bis zu 30 Besucher empfangt. Wolf sieht Franziskus in der Pflicht: «Sein Amt verleiht ihm die Autorität, den Vorgänger von der Öffentlichkeit abzuschotten.» Aber er müsste halt gewillt sein, sie zu nutzen. Felix Reich

Interview: [reformiert.info/marcopoliti](https://www.reformiert.info/marcopoliti)

In eigener Sache

«reformiert.» mit neuer Website

«reformiert.» hat seinen elektronischen Auftritt erneuert: In eleganter Darstellung finden Sie auf www.reformiert.info aufgeschaltete Printartikel, Online-Beiträge und Videos. Hinzu kommen neu Veranstaltungshinweise aus den Kirchgemeinden von Biel bis Müstair sowie ein Pool für Jobs und Freiwilligenarbeit. Hier können die Kirchgemeinden Personen suchen und finden – vielleicht auch Sie? Ebenfalls neu: eine App und ein Newsletter. Die Redaktion

Im Kanton Bern knapp 50 Prozent Reformierte

Statistik Die katholische Kirche ist die grösste Glaubensgemeinschaft der Schweiz. Ihr gehören 35 Prozent der Wohnbevölkerung an. Noch vor den Reformierten, zu denen sich gemäss den aktuellen Zahlen des Bundesamts für Statistik 23 Prozent zählen, liegt die Gruppe der Konfessionslosen mit einem Anteil von 28 Prozent auf Platz zwei. Im Kanton Bern machen die Reformierten noch knapp 50 Prozent der Wohnbevölkerung aus, bei 23 Prozent Konfessionslosen. Besonders viele Konfessionslose leben in den fünf grossen Städten: Stadt Zürich 39 Prozent, Genf 43 Prozent, Basel 51 Prozent, Lausanne 39 Prozent und Bern 33 Prozent. nm

Artikel: reformiert.info/konfessionen

Religion kommt in der Schule zu kurz

Bildung Der Lehrplan 21 will Religion als Schulstoff stärken. Doch es stehen zu wenige Stunden zur Verfügung, kritisiert Iras Cotis, die interreligiöse Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz. Nur gerade in drei von 21 Kantonen entspreche die Anzahl Lektionen im religionsvermittelnden Fach «Natur, Mensch, Gesellschaft» auf der Primarstufe dem Richtwert. Bei «Ethik, Religionen, Gemeinschaft» auf Sekundarstufe I sind es unwesentlich mehr. tes

Bericht: reformiert.info/schule

Plädoyer für eine Holocaust-Gedenkstätte

Erinnerung «In Argentinien und in Holland gibt es Holocaust-Gedenkstätten. Warum eigentlich nicht auch in der Schweiz?» Diese Frage stellte der evangelisch-reformierte Pfarrer Simon Gebis am Fernsehen im «Wort zum Sonntag» vom 9. Februar. Die Schweiz habe eine Verantwortung, sich an die Opfer des Nationalsozialismus zu erinnern, sagte Gebis weiter.

«Wir können nicht so tun, als wäre unsere Geschichte nicht Teil der Weltgeschichte. Dabei geht es mir nicht um eine Schuldzuweisung, sondern um Erinnerungskultur.» Mit seiner Forderung löste er zum Teil heftige Reaktionen aus, pro und kontra. Er wurde beispielsweise kritisiert, dass er das kleine, privat initiierte Holocaustmuseum in Riehen BL nicht erwähnt habe. ki

Bericht: reformiert.info/holocaustdenkmal

Auch das noch

Jägermeister-Hirsch darf Kreuz behalten

Justiz Der Kräuterlikör-Hersteller Jägermeister darf in der Schweiz sein Logo mit Hirsch, Kreuz und Strahlenkranz auch auf anderen Produkten als auf seinen Flaschen verwenden. «Die religiösen Gefühle durchschnittlicher Christen» würden mit dem Logo nicht verletzt, so das Bundesverwaltungsgericht. Das Logo erinnert an die Sage von Hubertus: Dieser wurde auf der Jagd von einem Hirsch mit strahlendem Kreuzfisch zwischen den Geweihsprossen bekehrt. Der Jäger wurde fürsorglicher Wohltäter. nm



«Im März mache ich Tabula rasa», sagt Michael Schulz. Bis dahin tanzen seine Stauden im Wind.

Fotos: Marius Schären

Auch dürre Pflanzen haben ihren Reiz

Garten Michael Schulz hat ein besonderes Refugium erschaffen: einen Staudengarten, der auch im Winter seine Magie entfaltet. Bei der Gestaltung lässt sich der Tänzer und Choreograf von seinem inneren Auge leiten.

Im Voraus warnte Michael Schulz bereits, zurzeit wirke es eher «morbide». Und beim Gang durch den Garten sagt er: «Jetzt sieht es eigentlich am wüeschtischen aus.» Dabei lächelt er leise über den Dialektausdruck. Denn der Deutsche lebt zwar seit 24 Jahren in der Region Bern, aber in sein bedächtiges Erzählen schleichen sich nur sporadisch berndeutsche Wörter ein.

Ein kleines Paradies

Nicht nur seine Worte wählt der 54-Jährige achtsam: Genauso gestaltet er seinen Schaugarten. Dieser liegt offen da, ohne Zaun, ohne Hecke, wie auf einem festlichen Tisch drapiert auf den weiten Feldern hinter dem Biohof Schüpfenried bei Uetligen. Unter strahlendem Himmel blicken aus der Ferne die hohen Berner Alpen herab.

Verschlungen ziehen sich schmale Rasenwege durch das grosse Rechteck, ein paar hölzerne Sitzgelegenheiten laden zu Pausen unter Obstbäumen. Farblich prägen zur-

zeit Braun-, Beige- und Grautöne das Bild – in unterschiedlichsten Formen: schlanke hohe Stängel, flauschige Samenstände, Sterne, Kugeln, feinste zittrige Fäserchen und wenig liegende Blätter. Michael Schulz lässt seine Stauden nah beieinander wachsen. «So muss ich nicht für Stützen sorgen. Zudem liegt es in der Natur, dass die Flächen ganz bewachsen sind», sagt er.

Auch nach dem Verblühen lässt er die Pflanzen stehen. «Das bietet Lebensraum für Insekten und Kleintiere. Und vor allem im Schnee sieht es schön aus.» Doch jetzt, im März, beginnt die Gartensaison. Es kribbele schon in seinen Fingern, sagt Schulz: «Ich mache nun ziemlich Tabula rasa beim Rückschnitt. Aber das Material kommt als Mulch wieder zu den Pflanzen zurück.»

Der Mensch kultiviert

Der Staudengärtner geht mit der Natur. Er düngt sehr zurückhaltend, verwende keine Herbizide, keine Pestizide. «Das hat auch fürs



Purpursonnenhut und Monarde

Michael Schulz, 54

Der Tänzer, Choreograf und Staudengärtner stammt aus Braunschweig. 1996 kam er in die Schweiz und baute hier neben seinem Tanzberuf das gärtnerische Tun laufend aus. Sein Staudengarten beim Biohof Schüpfenried in Uetligen ist frei zugänglich, Setzlinge sind erhältlich.

Ziehen der Pflanzen einen positiven Aspekt: Wenn sie mager aufwachsen, sind sie später robuster.» Doch betont Schulz, dass er kein Dogmatiker sei: «Der Mensch kultiviert. Wir haben schon immer eine Auslese gemacht und sind auf diesem Weg zu den Kulturpflanzen gekommen.»

Beim Erzählen wird seine starke Verbindung mit der Pflanzenwelt deutlich. Wie er Stunden recherchiert über Sorten, Entdeckungen, Eigenschaften. Wie er Wissen und Erfahrung aufsaugt. Wie er eine «ständige Kommunikation» mit den Pflanzen führt, die mal hier wuchern, dort einfach verschwinden. Wie er miteinbezieht, wer mit wem am wohlsten ist, welcher Boden mitspielt, welches Klima im Grossen und Kleinen herrscht und wie dies alles zusammenwirkt.

Die Pflanzen und das Tanzen

Momentan ist Michael Schulz etwa hälftig als Tanzlehrer und Choreograf sowie als Staudengärtner tätig. Da sieht er sehr wohl Parallelen: «Im Gestalten von Raum, im konzeptionellen Denken; beides ist dynamisch, flüchtig – wenn auch im Garten sehr viel langsamer als im Tanz.» Und in beidem gehe er stark von den Bildern vor seinem inneren Auge aus. Das ist es denn auch, was ihn schon in der Kindheit beim Gärtnern in den Bann zog: die Ästhetik, das Gestalten. Darin unterscheidet er sich zur Intention seiner Eltern und Grossmutter mit ihren Schrebergärten, die aber zu Beginn seine Faszination weckten.

Er entschied sich zuerst für die Tanzkarriere – nicht leichten Herzens, wie er sagt. Doch überallhin begleiteten ihn Pflanzen in Töpfen. In Bern konnte er bald einen Schrebergarten bewirtschaften, bis er schliesslich die Gelegenheit erhielt, in Schüpfenried diese Fläche zu gestalten «wie ein weisses Blatt Papier». Am Herzen liegt ihm auch der Kontakt mit den Menschen. «Ich staune, was sie hier sehen, fühlen, wie sie berührt sind; das berührt mich selbst.» Marius Schären

Bilder: reformiert.info/stauden

«Jede Lösung schafft neue Probleme»

Migration Die Evangelische Kirche Schweiz unterstützt die Seenotrettung. Präsident Gottfried Locher aus Bern erklärt, weshalb.

Welche Reaktionen haben Sie auf Ihre Ankündigung, «United4Rescue» zu unterstützen, erhalten?

Gottfried Locher: Viele, die überwiegende Mehrheit war positiv. Die Evangelische Kirche Schweiz (EKS) sieht in der Seenotrettung eine humanitäre Pflicht. Gleichzeitig steht sie zum Asylrecht, das impliziert, dass nicht schutzbedürftige Menschen in ihre Heimat zurückkehren müssen. Aber alle Migranten verdienen ein faires Asylverfahren. Offensichtlich ist es uns gelungen, die

Verpflichtung, Menschen vor dem Ertrinken zu retten, vom Dilemma der Migrationspolitik zu trennen.

Welches Dilemma?

Die Integrationskraft der Zielstaaten ist begrenzt. Und Migration ist zu einem riesigen Geschäft geworden. Die Befürchtung, Schlepperbanden würden darauf spekulieren, dass die seeuntauglichen Boote kentern und die Flüchtlinge von zivilen Rettungsschiffen nach Europa gebracht werden, nehme ich ernst.

Eine 2017 veröffentlichte Studie konnte keinen Zusammenhang zwischen Hilfsangebot und Migrationsbewegung feststellen.

Ich bin kein Experte. Aber ich will die Befürchtung, dass es diesen Effekt gibt, nicht einfach vom Tisch

An Ostern auf Kurs

Ende Januar hatte die Evangelische Kirche Schweiz bekanntgegeben, dass sie das Bündnis «United4Rescue» unterstützt. Das Bündnis wurde letzten Herbst auf Initiative der Evangelischen Kirche Deutschland gegründet. Am 31. Januar hat das Bündnis das Forschungsschiff «Poseidon» ersteigert. Das Schiff wird umgebaut und mit einer Krankenstation ergänzt. An Ostern 2020 könnte die «Poseidon» auslaufen. Sea Watch wird sie im Auftrag des Bündnisses betreiben.

wischen. Kriminelle Schlepperbanden agieren derart skrupellos, dass ich ihnen durchaus vertraue, alle Geschäftsmöglichkeiten zu nutzen. Jede Lösung schafft neue Probleme.

Nimmt die EKS in Kauf, Schlepperbanden in die Hände zu spielen?

Wenn es um die Seenotrettung geht, kann niemand ein Dilemma geltend machen. Menschen, die zu ertrinken drohen, müssen wir retten.

Mit ihrem rein symbolischen Beitrag von einigen tausend Franken an das Rettungsschiff rettet die EKS wohl kaum Menschenleben.

Das ist richtig. Doch wir setzen mit unserer Unterstützung immerhin ein Zeichen. Die EKS lebt von den Geldern, die ihr die Mitgliedkirchen anvertrauen. Aus diesem Grund würde der Rat niemals an der Synode vorbei grosse Beträge freigeben. Interview: Felix Reich

«Wir wollen ein klares Profil haben»

Hilfswerke Der Spendenmarkt ist hart umkämpft. Mit ihrer Fusion hoffen das Heks und der Entwicklungsdienst «Brot für alle», sich in diesem schwierigen Umfeld stärker zu behaupten.



Peter Merz blickt zuversichtlich in die Zukunft.

Foto: Désirée Good

Die Schweizer gelten als spendables Volk. Dennoch gehen bei Ihnen und anderen Hilfswerken die Spenden zurück. Was ist das Problem?

Peter Merz: Der Spendenmarkt ist immer härter umkämpft – in der Schweiz, aber auch international. Dennoch unterstützen die Schweizer und Schweizerinnen ihre Hilfswerke grosszügig. Angesichts der weltweiten Not bräuchten wir aber noch mehr Unterstützung und Geld. Lang anhaltende Krisen wie Kriege, Klimakatastrophen und interne Konflikte lösen leider immer weniger mediales Interesse aus. Fehlende Berichterstattung macht es aber schwieriger, Menschen zum Spenden zu motivieren.

Auch die politischen Rahmenbedingungen ändern sich. Der Bundesrat will die internationale Entwicklungszusammenarbeit neu ausrichten. Wie stehen Sie zu der Botschaft aus der Feder von Bundesrat Ignazio Cassis?

Mit der Stossrichtung sind wir einverstanden. Die internationale Zusammenarbeit muss der Armutsbekämpfung dienen und unter dem Dach der Agenda 2030 stehen, also den Zielen für nachhaltige Entwicklung entsprechen. Unbefriedigend an der Botschaft ist hingegen, dass Entwicklungszusammenarbeit künftig primär den Interessen der Schweiz dienen soll.

Was ist so falsch daran?

Es ist ein egoistischer Ansatz. Die Schweiz ist bekannt für ihre humanitäre Tradition. Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe sollen im Dienste der Benachteiligten stehen. Die Botschaft sieht vor, dass Entwicklungshilfe teils an die Bedingung geknüpft wird, dass sich weniger Menschen auf den Weg nach Europa machen. Doch diese Idee greift zu kurz. Denken Sie an die Lebensverhältnisse beispielsweise in Syrien. Da sind humanitäre Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit wichtig, es wird aber immer Menschen geben, die anderswo eine Perspektive suchen. Auch der Stärkung der Zivilgesellschaft wurde zu wenig Bedeutung beigemessen. Jetzt warten wir die Diskussionen in den Räten ab.

Das Parlament ist grüner, weiblicher. Erwarten Sie sich mehr Unterstützung für Ihre Anliegen?

Ja, ich hoffe, das hilft, eine vertretbare Botschaft zu verabschieden, die auch genügend Finanzmittel vorsieht. Es gab aber auch eine gewisse Verschiebung innerhalb des linken Spektrums, von den Sozialdemokraten zu den Grünen und Grünliberalen. Es stellt sich jetzt die Frage, wie sich Letztere positionieren. Sie sind zum Teil sehr wirtschaftsfreundlich. Das muss nicht per se schlecht sein. Aber es braucht einen Konsens für eine nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit, bei der auch die Menschenrechte beachtet werden.

«Angesichts der weltweiten Not bräuchten wir noch mehr Unterstützung und Geld.»

Die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft spielt eine wichtige Rolle in der Botschaft. Ist das gut?

Damit die Nachhaltigkeitsziele der Agenda 2030 erreicht werden können, müssen sich Regierung, Zivilgesellschaft und Privatwirtschaft gemeinsam engagieren. Menschenrechte müssen eingehalten und der internationale Rechtsrahmen sowie die Landesgesetze respektiert werden. Die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft soll Mehrwerte schaffen und nicht Ressourcen unwiederbringlich zerstören. Dies sind Vorgaben, wie sie die Konzernverantwortungsinitiative formuliert.

Apropos Wirtschaftlichkeit: Heks ist in einem Konsolidierungsprozess, musste sich aus drei Ländern und mehreren Projekten zurückziehen. Wie erfolgreich war 2019?

Peter Merz, 56

Der Kulturingenieur ist seit elf Jahren für das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) tätig. Zunächst arbeitete er als Abteilungsleiter für Afrika und Lateinamerika, vier Jahre später stieg er zum Bereichsleiter der Auslandsarbeit und Mitglied der Geschäftsleitung auf. Zuvor hatte Merz für das Hilfswerk Helvetas gearbeitet und war als Berater tätig. Das Heks hat im Jahr 2018 rund 66 Millionen Franken eingenommen.

Wir waren mehrheitlich planmässig unterwegs und konnten unsere finanziellen Ziele für die Gesamtorganisation weitgehend erreichen. Für die Auslandprogramme mussten wir erneut auf Gelder aus angesparten Fonds zurückgreifen.

Ihre Antwort auf das schwierige Umfeld ist die für 2022 geplante Fusion mit dem Entwicklungsdienst «Brot für alle». Könnte die stärkere politische Positionierung zum Nachteil auf dem Spendenmarkt werden?

Wir wollen auch als fusioniertes Werk ein klares Profil haben. Ich hoffe, dass man uns als politisch engagierte Organisation wahrnimmt. Wir müssen die Menschen für die Themen Klimagerechtigkeit, Landvertreibung, Flucht und Asyl sensibilisieren. Gerade in den Kirchen wird ein profiliertes Hilfswerk positiv aufgenommen. Auch die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz unterstützt ja die Konzernverantwortungsinitiative.

Ein neuer Name, eine neue Organisation. Laufen Sie nicht Gefahr, Spender zu verlieren?

Eine Gefahr besteht tatsächlich darin, dass Spendende, die bisher beide Organisationen unterstützt haben, der fusionierten Organisation nicht mehr gleich viel spenden wie vorher den beiden Werken zusammen. Ich bin aber zuversichtlich, dass wir durch profilierte Arbeit und verstärkte Mobilisierung neue Spenderinnen und Spender ansprechen werden. Interview: Cornelia Krause, Constanze Broelemann

«Platzspitzbaby» weckt Erinnerungen

Sucht Michel Buris Leben war lange von Drogen bestimmt. Nun hat der Ex-Drogensüchtige mit «reformiert.» den Film «Platzspitzbaby» angeschaut.

«Ein starker Film», sagt Michel Buri, als er den Kinosaal verlässt. Einhalb Stunden hat der Ex-Drogensüchtige den Film «Platzspitzbaby» angeschaut. Erinnerungen an die Zeit, als die Jagd nach der täglichen Dosis Heroin sein Leben bestimmte, sind bei dem 41-Jährigen hochgestiegen. Längst hat er den Weg zurück ins bürgerliche Leben gefunden. Aber der Schweizer Kinohit vor dem Hintergrund des Drogenelends in Zürich Anfang der 1990er-Jahre liess ihn wieder zurückblicken: «Stell dir das vor: Alles dreht sich nur noch um die Sucht.»

Tief ist Buri abgestiegen, den es als «Landbub aus dem Bernischen» in den Drogenschwung von Zürich verschlagen hatte. Damals waren Platzspitz und Letten schon Geschichte. «Zum Glück – das wäre mein Tod gewesen», sagt er. Indes warteten auch Mitte der 1990er-Jah-

re «Kügelidealer» am Limmatplatz auf Kundschaft. Buri stürzte ab, flog aus der Wohngemeinschaft, schlief in Heizungskellern und öffentlichen Toiletten. Dann, vor elf Jahren, schaffte er den Absprung. Heute ist er Hauswart im Kirchenkreis zwei Zürich-Enge. «Damit schliesst sich ein Kreis», sagt er, der in seiner Kindheit kein Gutenacht-Gebet ausgelassen hat.

Lebensecht und authentisch

Den Sog, der einen in die Sucht zieht, findet Buri authentisch dargestellt. Eine Szene streicht er als besonders anschaulich heraus. Mutter Sandrine verkauft Hund Twister, der so etwas wie der emotionale Rettungsanker von Tochter Mia ist. Geld für Drogen ist ihr wichtiger als das Kind. In diversen Variationen schildert der Film diesen Liebesverrat. «Erstaunlich, wie lebens-

echt das wirkt», lobt Michel Buri die schauspielerische Leistung von Luna Mwezi, der Mia-Darstellerin.

Immer wieder hofft Mia, dass ihre Mutter das Versprechen einlöst, von der Nadel loszukommen. Auf dem Küchenschrank prangen Magnet-Ziffern. Die Zahlen geben Sandrines Tage ohne Heroin an.

Auch Michel Buri hat die drogenfreien Tage nach seinem letzten Entzug gezählt. Zuerst die Tage, dann die Wochen, schliesslich die Monate. «Ich war stolz auf jeden drogenfreien Tag mehr», sagt er. Erst nach

zwei Jahren habe er nicht mehr manisch weitergezählt. Dass es ihm überhaupt gelang, sich aus den Fesseln der Sucht zu befreien, hat er einer Therapie zu verdanken.

Hier platziert Buri eine Kritik an den Methadonprogrammen und der kontrollierten Drogenabgabe: «Der komplette Ausstieg aus den Drogen wird heute kaum mehr angestrebt.» Vorab jungen Menschen sollte man aber diese Chance einräumen, auch wenn Therapien teuer seien.

Therapien sind seiner Meinung nach deshalb wichtig, weil Süchtige

zumeist wegen traumatisierender Kindheitserlebnisse in die Drogenwelt geflohen seien. Die belastende Zäsur seiner eigenen Kindheit: der frühe Tod seiner Mutter. Aber er weiss auch: Es braucht einen starken Willen, um die Sucht zu überwinden. Solche lebensbejahenden Kräfte trieben Buri an. Über solche Widerstandskräfte verfügte auch Michelle Halbheer, die mit ihrem Buch «Platzspitzbaby» die Vorlage zum Film lieferte und beim Schreiben das Trauma ihrer Kindheit verarbeitete. Delf Bucher

«Ich finde es schlecht, dass der komplette Ausstieg aus den Drogen heute nicht mehr angestrebt wird.»

Michel Buri
Ex-Drogensüchtiger und Hausmeister



«Platzspitzbaby» Mia will ihre Mutter von der Sucht befreien.

Foto: Ascot Elite

Das Treiben war den Räten zu wild

Brauchtum Der Name sagt es: Die Fasnacht ist die Nacht vor der österlichen Fastenzeit. Im reformierten Kanton Bern war sie lange verboten. Erst im 19. Jahrhundert lebte sie wieder auf.

Jetzt tuten, dröhnen, tröten und trommeln die Narren wieder durch die Gassen: Es ist Fasnachtszeit. Historisch betrachtet sind die katholischen Kantone in diesem Treiben erprobter als die reformierten, denn die Reformatoren hatten mit der Fasnacht nichts am Baret. Diese Festivität stand in ihren Augen zu sehr für den alten Glauben – und erschien ihnen überdies zu unsittlich. Entsprechend wurde sie im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts in den reformierten Orten der Eidgenossenschaft abgeschafft.

Deftiges gegen den Papst

So auch im Stadtstaat Bern, der 1528 zum neuen Glauben übertrat. Bescheiden und sittsam, fleissig und tugendhaft hatte der neue Christenmensch zu sein; Tanz und Musik wurden aus dem öffentlichen Leben verbannt, und von ausgelassener Fas-

nachtslustbarkeit konnte natürlich erst recht keine Rede mehr sein. So verfügte es die reformierte Berner Regierung, obwohl sie der Fasnacht eigentlich eine ganze Menge zu verdanken hatte. 1524 und 1525 nämlich, am Vorabend der Reformation, waren in den Gassen Berns Fasnachtsspiele aus der Feder des Literaten und Kunstmalers Niklaus Manuel aufgeführt worden. Diese deftigen antipäpstlichen Schwänke zur Narrenzeit heizten die Stimmung beträchtlich auf und schufen den Nährboden, auf dem der neue, sprich der evangelische Glaube entstehen und erblühen konnte.

Trotzdem war mit Fasnacht in Bern erst einmal für gut drei Jahrhunderte Schluss. Offiziell zumindest. «In den Chorgerichtsmanualen lässt sich bis etwa 1700 so einiges nachlesen über Leute, die sich nicht an die Weisung hielten und deswe-



Närrische Tage: Guggenmusik im Konfettiregen.

Foto: Sofie Layla Thal, Pixabay

gen vor dem Sittengericht antreten mussten», sagt der Emmentaler Lokalhistoriker und Familienforscher Hans Minder. Erst ab 1700 setzte sich der Geist reformierter Sittsamkeit

so richtig durch, vielleicht auch unter dem Einfluss der erstarkenden pietistischen Bewegung.

Von da an wurde es in bernischen Landen definitiv still um die Fas-

nacht. Noch immer ist sie dem Berner, der Bernerin im Grunde fremd. Erst in den 1980er-Jahren wurde in der Bundesstadt der alte Brauch neu belebt, gedieh hier rasch zu üppiger Blüte – und bildet bis heute eine Art Exotikum im Kanton Bern. Mit einer Ausnahme: Im Oberaargau hat die Fasnacht schon im 19. Jahrhundert ihren Platz zurückerobert.

Von Arbeitern importiert

Auslöser war, dass 1857 der Oberaargauer Hauptort Langenthal Anschluss an die Centralbahn bekam.

«Bis 1700 mussten so einige Leute vor dem Sittengericht antreten.»

Hans Minder
Lokalhistoriker

«Das kurbelte die Industrie im Ort an; Langenthal suchte nach Arbeitern und fand sie im Umland», erklärt Minder. Das Umland aber lag im Kanton Luzern; von hier zogen die katholischen Arbeiter in den reformierten Oberaargau und brachten nebst ihren Familien auch die Liebe zur Fasnacht mit. Das wirkte ansteckend und ist bis heute lebendig geblieben. Erste schriftliche Berichte zur Fasnacht in Langenthal datieren auf 1864. Hans Herrmann

INSERATE

Ihre Spende wirkt auch da, wo niemand hinschaut.

www.heks.ch
PC 80-1115-1

Im Kleinen Grosses bewirken.

HEKS
EPER



ENTDECKUNGSANGEBOT IN CRÊT-BÉRARD

WUNDERSCHÖNES HAUS • LAVAUX VINORAMA • CHAPLIN'S WORLD MUSEUM

UNSER ANGEBOT

- Willkommenstrunk bei Anreise (Wein der Region)
- Übernachtung in einem Komfort-Zimmer
- Inkl. Frühstück und Abendessen
- Eintrittskarten für das Chaplin's Museum (10 Min. Fahrt)
- Gratis Fahrkarten zwischen Lausanne und Montreux
- Entdeckung des Lavaux-Vinorama (didaktisches Zentrum)

> FÜR 1 PERSON

1 Nacht: CHF 153.-
2 Nächte: CHF 286.-

> FÜR 2 PERSONEN

1 Nacht: CHF 236.-
2 Nächte: CHF 412.-

GÜLTIGKEIT :

01.02.2020 - 23.12.2020

Chemin de la Chapelle 19a | Postfach 27 | 1070 Puidoux
021 946 03 60 | info@cret-berard.ch | www.cret-berard.ch

CRÊT BÉRARD

PFARRBERUF FÜR BERUFSLEUTE

Sind Sie interessiert an Lebensfragen, Theologie, Geschichte und alten Sprachen? Wir führen Sie in zwei Jahren zum Theologiestudium an der Universität Bern oder Basel oder beraten Sie in ihrem Interesse an Theologie.

Nächster Ausbildungsgang ab 13. August 2020

Anmeldung bis 15. März 2020

Information und persönliche Beratung
theologischeschule.ch
079 362 7370 / info@theologischeschule.ch



Lehrgang in Palliative Care

Chronisch kranke und sterbende Menschen begleiten? 8-tägiger Lehrgang für Angehörige und freiwillig Tätige

Nächster Start in Biel: 3.4.2020

Mehr Infos und Anmeldung:
www.srk-bern.ch/passage

SRK Kanton Bern, Bildung SRK
Bernstrasse 162 | 3052 Zollikofen
Tel. 031 919 09 19 | bildung@srk-bern.ch

Croix-Rouge suisse
Schweizerisches Rotes Kreuz
Canton de Berne Kanton Bern



reformiert.

Folgen Sie uns auf
facebook/
reformiertpunkt



www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

80 Jahre **Unterwegs Du**
Partnervermittlung
persönlich - beratend - begleitend
www.zum-du.ch
052 536 48 87

DOSSIER: *Plötzlich krank*

Vom guten Überbringen schlechter Nachrichten

Eine schwere Erkrankung kann einem Menschen den Boden unter den Füßen wegziehen. Sabina Hunziker Schütz lehrt angehende Ärztinnen und Ärzte, wie man solche Diagnosen mitteilt. Wichtig ist dabei auch, emotionale Reaktionen zuzulassen.

«Herr Müller, es tut mir leid, ich habe keinen guten Bericht für Sie. Wir haben in der Gewebsentnahme bösartige Zellen gefunden. Das bedeutet, Sie haben Krebs.» Mit diesen oder ähnlichen Worten hat Sabina Hunziker Schütz Menschen schon oft schwerwiegende Diagnosen mitgeteilt. Diagnosen, die das Leben der Betroffenen und ihrer Angehörigen schlagartig verändern.

Grosse Verantwortung

Jetzt sitzt Sabina Hunziker in ihrem kleinen Büro am Basler Unispital und erzählt aus ihrem Alltag. «Menschen in Notsituationen sind sehr verletzlich. Darum ist es sehr wichtig, wie man ihnen schlechte Nachrichten mitteilt, man trägt eine grosse Verantwortung.»

Diese Haltung vermittelt die Professorin für medizinische Kommunikation auch an Medizinstudierende. Die 47-Jährige wirkt zugänglich

«Beim Mitteilen einer Diagnose muss ich kurz, verständlich und klar sprechen – ohne zu beschönigen.»

und unkompliziert. Den Kaffee für das Gespräch holt sie gleich selbst im Büro nebenan. Dass sie sich in Menschen einfühlen kann, ist leicht vorstellbar. «Die menschliche Ebene war mir nebst der fachlichen Kompetenz schon als ganz junge Ärztin wichtig», bestätigt sie.

Heute arbeitet sie als stellvertretende Chefarztin der psychosomatischen Abteilung mit Patienten und Patientinnen, die schwer krank oder auf der Intensivstation waren, oder mit deren Angehörigen. Bis 2016 führte sie als Oberärztin der Inneren Medizin und auf der Intensivstation viele Gespräche am Lebensende oder in Situationen zwischen Leben und Tod. Hunziker erklärt: Egal, ob jemand Krebs, eine Herzkrankung oder Multiple Sklerose habe, der Moment der Diagnose brenne sich ein. «Die Worte von uns Ärztinnen und Ärzten markieren den Beginn einer einschneidenden



Die Ärztin Sabina Hunziker Schütz setzt nicht auf vorschnellen Trost.

Foto: Ephraim Bieri

Lebensveränderung.» Damit im Gespräch der Patient im Zentrum steht, braucht es Vorbereitung. Ein klarer Ablauf hilft dabei.

Vertrauensvolle Atmosphäre

Zunächst muss im Spitalalltag ein Ort für eine vertrauensvolle Atmosphäre geschaffen werden, der möglichst viel Privatsphäre zulässt. Der Arzt oder die Ärztin muss alle Befunde kennen. Dann gilt es im Ge-

spräch herauszufinden, was Patient und Angehörige schon wissen, um dort anknüpfen zu können. Beim Mitteilen der Diagnose ist zentral: «Ich muss kurz, verständlich und klar sprechen, ohne zu beschönigen im Sinn eines vorschnellen Trosts», betont Hunziker. Beschönigen sei kontraproduktiv, Menschen fühlten sich dadurch nicht ernst genommen, wie auch Studien belegen. Dann folgt gemäss der Ärztin der

schwierigste Teil. Er besteht darin, die meist emotionalen Reaktionen der Patienten zuzulassen.

Hunziker sagt: «Mein Gegenüber muss die Fassung verlieren dürfen und sich aufgehoben fühlen.» Sie erzählt von Patientinnen und Patienten, die sich abwenden und wegsehen, weinen oder in seltenen Fällen schreien. «Das zuzulassen, ist ein Zeichen von Respekt. Ich habe mit Patienten schon minutenlang

Sabina Hunziker Schütz, 47

Die gebürtige Baslerin ist stellvertretende Chefarztin Psychosomatik und Leitende Ärztin Medizinische Kommunikation am Universitätsspital Basel. An der Uni ist sie zudem Professorin für medizinische Kommunikation. Vorher arbeitete sie als Oberärztin der Inneren Medizin und Medizinischen Intensivstation und war in der klinischen Forschung tätig. Hunziker ist verheiratet und hat zwei Kinder.

geschwiegen.» Erst wenn das Gegenüber seine Fassung wiedergewonnen hat und etwa Fragen stellt wie «Was heisst das jetzt?», kann sie Wissen vermitteln und das weitere Vorgehen klären.

Auch ein Handwerk

Dass sich ein gutes Gespräch zwischen Arzt, Patient und Angehörigen lohnt, ist auch wissenschaftlich bewiesen. Es hilft zum Beispiel Angehörigen von unheilbar erkrankten Menschen auf der Intensivstation, das Erlebte zu verarbeiten. Eine Untersuchung belegte, dass Angehörige nach Gesprächen mit einer proaktiven, also vorausplanenden Kommunikationsstrategie weniger Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung zeigten. Sie hatten weniger Angst und Depressionen und brauchten entsprechend weniger psychologischen Support und Psychopharmaka.

Die Ärztin ist überzeugt, dass solche Gespräche erlernbar sind. «Zum Teil mögen sie Begabung sein, vor allem aber sind sie auch Handwerk», sagt sie. An der Uni Basel werden Medizinstudierende vom ersten bis zum sechsten Jahr darin geschult. Theoretisch, aber auch praktisch, etwa in Rollenspielen. Dieses «longitudinale Curriculum» ist schweizweit einmalig.

Für Hunziker ist es ein Stück weit Routine geworden, mit Patientinnen und Patienten über Leben und Tod zu sprechen. «Das heisst aber nicht, dass es mich nicht berührt», betont sie. Etwa wenn Kinder im Spiel seien, gehe es ihr nahe, so die zweifache Mutter. Es sei aber wichtig, als Ärztin nicht die Fassung zu verlieren. «Das verhindert eine professionelle Betreuung.»

Heute bemüht sich die Medizin viel stärker als früher um die Kommunikation. Gleichzeitig haben Ärztinnen und Ärzte wegen der Ökonomisierung des Gesundheitswesens immer weniger Zeit für Gespräche. Sabina Hunziker stellt klar: «Trotzdem müssen wir auf die Patienten eingehen können. Auch wenn es nicht um lebensbedrohliche Diagnosen geht, erinnern sie sich zum Teil bis an ihr Lebensende an unsere Worte.» Sabine Schüpbach

Pudeldame Beryll ist die positive Seite der Krankheit

Von heute auf morgen erkrankte die ehemalige Fernsehjournalistin Karin Rüfli an unheilbarer Diabetes. Seitdem hat sich ihr Leben komplett verändert. Jeden Tag muss sie sich Insulin spritzen und Diät halten, und das ihr Leben lang.

Die Tür der Studiokantine geht auf. Eine Frau mit blauer Brille im welligen Haar kommt herein. An der Leine führt sie einen Pudel. «Nicht ansprechen!», ruft Karin Rüfli in der Kantine des SRF-Radiostudios. Der vorsorgliche Hinweis gleich zur Begrüssung hat einen Grund. Die Pudeldame Beryll soll sich voll und ganz auf ihre Besitzerin konzentrieren und alle anderen Personen möglichst ausblenden.

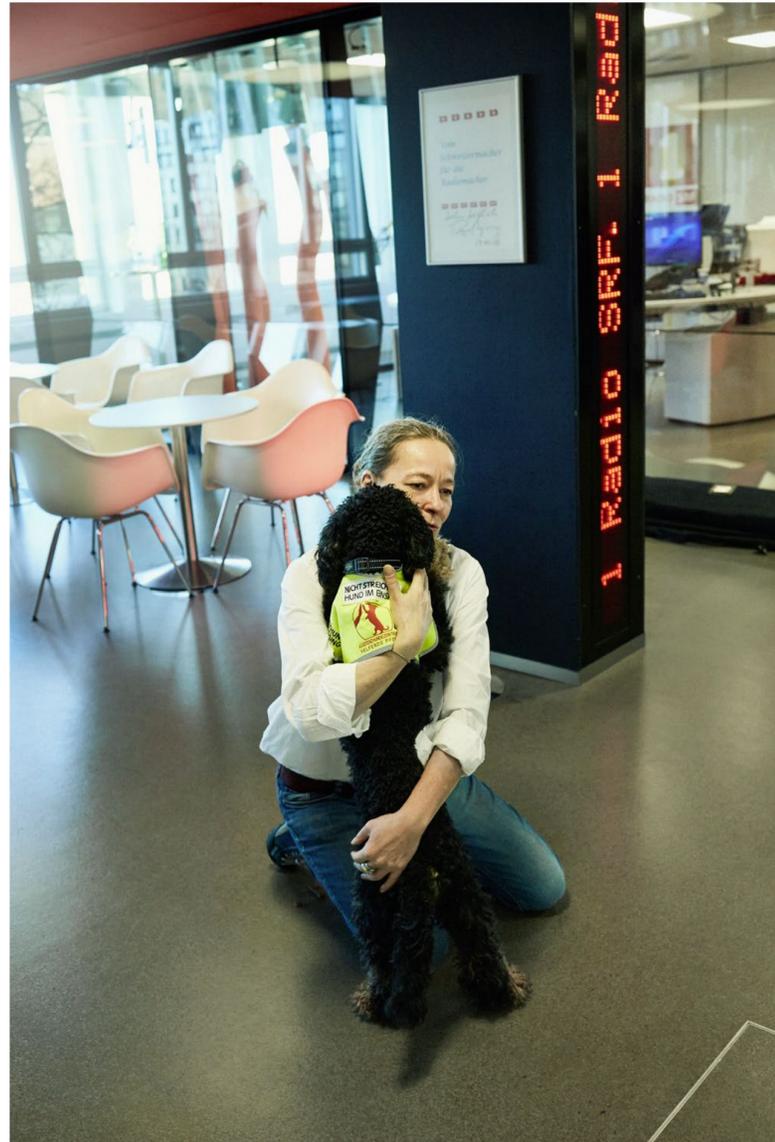
Angefangen hat alles im Sommer 2017. Karin Rüfli war zu Besuch bei Freunden in Deutschland. Sie erinnert sich, dass sie ein riesiges Eis gegessen habe. «Das war dann auch das letzte.» Wahnsinnigen Durst habe sie danach gehabt und getrunken und getrunken, doch der Durst ging einfach nicht weg. «Ich verlor innerhalb kürzester Zeit neun Kilo und wurde immer schwächer», sagt sie. Kaum habe sie es geschafft, den Abfallbeutel die Strasse ohne Pause

«Zuerst ist bei mir eine Welt zusammengebrochen. Ich konnte mir nicht vorstellen, mich jeden Tag zu spritzen.»

hochzutragen. Nach drei Wochen mit Schwäche, Gewichtsverlust und zuletzt pelzigem Gefühl auf der Zunge ging sie dann zum Arzt. «Oh oh, das ist Matthäi am Letzten», sagte dieser zur zierlichen Frau. Andere seien mit solchen Zuckerwerten bereits auf der Intensivstation: «Sie haben Diabetes.»

Diät allein genügt nicht
Der Arzt beruhigte sie, weil er von dem weniger schlimmen Diabetes Typ 2 ausging, der Menschen oft erst in späteren Jahren ereilt. «Das bekommen wir mit der Ernährung in den Griff.» Karin Rüfli musste von heute auf morgen auf Rohkost umstellen. Das bedeutete auch: keine Nudeln, Kartoffeln, Reis oder Brot mehr. Nichts, was sich zu Zucker verstoffwechseln lässt.

Beim nächsten Arzttermin kam dann die Erkenntnis: Nur mit Rohkost ist es nicht getan. Beim Facharzt kommt heraus, dass Karin Rüfli an Diabetes Typ 1 erkrankt ist. «Das bedeutet, ich muss bis zu meinem Lebensende Insulin spritzen.» «Im ersten Moment ist bei mir eine Welt zusammengebrochen. Ich konnte mir nicht vorstellen, mich jeden Tag zu spritzen.» Gleich im Spital noch musste sie mit einer Attrappe aus Gummi üben. Seitdem sticht sie sich zusätzlich pro Tag



Zwischen Hündin Beryll und Besitzerin Karin Rüfli ist eine grosse Nähe entstanden.

Foto: Ephraim Bieri

mehrmals in den Finger, um ihren Zuckerwert zu ermitteln. An ihren Fingerkuppen sind die Spuren deutlich zu sehen. Sogar vor dem Autofahren muss sie den Wert kontrollieren. Denn im schlimmsten Fall kann es schon einmal vor, dass zum Beispiel irgendwo eine Lawine abging und sie spontan eine Woche vor Ort blieb. «Das wäre jetzt unmöglich, ich bin nicht mehr so fleißig.» Sieht man die TV-Aufzeichnungen von früher, glaubt man eine andere Person vor sich zu haben.

Ein grosser Teil ihres anderen Lebens mit der Krankheit ist seit einem Jahr die Pudeldame Beryll. Sie geht und steht, wo ihr Frauchen ist. Mit ihr fährt Karin Rüfli alle zwei Wochen nach Voralberg. Dort

als Online-Redaktorin für Radio SRF 1; die Leitung der Abteilung hat sie abgegeben.

Woher die Erkrankung kommt, kann niemand sagen. Der Diabetes-Typ, den Karin Rüfli hat, ist eine Autoimmunerkrankung. Verbittert sei sie nicht, aber sehr traurig, dass sie nicht mehr ohne Weiteres in ein frisches Brot beissen könne. Das ginge nur, wenn sie sich direkt eine Portion Insulin spritzen würde. Neben dem täglichen Basis-Insulin auch noch das Essen mit Kurzzeitinsulin «abspritzen» wolle sie nicht. Das bedeutet Verzicht und Disziplin in der Ernährung.

Ein grosser Teil ihres anderen Lebens mit der Krankheit ist seit einem Jahr die Pudeldame Beryll. Sie geht und steht, wo ihr Frauchen ist. Mit ihr fährt Karin Rüfli alle zwei Wochen nach Voralberg. Dort

Karin Rüfli, 55

Zur Welt kam sie in Solothurn, aufgewachsen ist sie in Lengnau BE. Nach der Schule besuchte Karin Rüfli die Ringier-Journalistenschule, moderierte dann das Tagesfernsehen «TAF» im Schweizer Fernsehen und später die Sendung «Schweiz aktuell». Danach wechselte sie zur Konsumredaktion «Espresso» von Radio SRF. Heute ist sie Social-Media-Manager und Online-Redaktorin von Radio SRF 1.

wird der Pudel zum Diabetiker-Warnhund ausgebildet und soll sich nur auf seine Besitzerin konzentrieren. Wenn Beryll nach zwei Jahren Ausbildung soweit ist, kann sie Karin Rüfli warnen, wenn ihre Werte unter die kritische Grenze sinken. Der Hund riecht die Unterzuckerung und stupst die Besitzerin dann an. Die teure Ausbildung des Hundes zahlt Karin Rüfli selbst.

Positives Denken hilft ihr

Der Eindruck einer grossen – nicht nur räumlichen – Nähe zwischen Halterin und Hund entsteht. Die positive Seite der Krankheit nennt Karin Rüfli ihre Beryll. Das Tier gebe ihr Sicherheit. Seit sie Beryll hat, geht Karin Rüfli mehr in die Natur, geniesst jedes Wetter. «Eigentlich ist es, wie wenn ich ein Kind hätte», sagt sie. Denn auch der Hund muss erzogen werden und hat Entwicklungsphasen. «Bei der zeitintensiven Ausbildung von Beryll muss meine Partnerschaft manchmal zurückstecken», sagt Rüfli.

Doch ihr nächstes Umfeld unterstützt sie nach Kräften. Wenn sie mal traurig ist, sagt sie sich, «es gibt noch viel, viel Schlimmeres». Sie versuche, das Beste aus ihrer Situation zu machen. Das Positive zu betrachten, gelinge ihr recht gut. Seit der Erkrankung habe sie auch Einsichten gewonnen: «Mein Leben vorher war oft Stress, Stress, Stress. Das vertrage ich einfach nicht mehr.» Aufregungen im Alltag sehe sie jetzt mit anderen Augen: «Es stirbt niemand, wenn dieser oder jener Beitrag nicht kommt.» Eigentlich sei der Körper wunderbar, wenn man denn auf ihn höre. Ihre Erkrankung sei sicher der Anlass gewesen, ihr Leben zu ändern.

Gerüstet für den Notfall

Karin Rüfli hat das Notfallset, bestehend aus einem Glukagon-Spritzenset, immer dabei. Damit können Laien erste Hilfe leisten, wenn ein Diabetiker wegen einer schweren Unterzuckerung bewusstlos geworden ist. Zum Prüfungspensum von Beryll gehört, dass sie das Set holen kann, falls ihre Besitzerin dazu nicht mehr in der Lage ist.

Nach einer Stunde in der Kantine macht sich der Hund bemerkbar. Er will raus. Zeit für Karin Rüfli, sich mental wieder ganz ins Hier und Jetzt zu verorten und mit der Pudeldame vor die Tür zu gehen. Rüflis Kolleginnen und Kollegen, denen sie beim Hinausgehen begegnet, wissen inzwischen, warum Beryll nicht auf fröhliche Begrüssungsszenarien von Fremden reagieren soll. **Constanze Broelemann**

«Mein Leben war früher oft Stress, Stress, Stress. Das vertrage ich heute einfach nicht mehr so gut.»

Die Zwänge machten ein normales Leben unmöglich

Es sei pure Folter gewesen, fasst es Balz zusammen. Der junge Mann litt an Zwangsstörungen. Seine ganze Kraft floss in Gedanken und Handlungen, denen er sich nicht entziehen konnte. Heute geht es ihm besser – unter Vorbehalt.

Die Tür zur Wohnung steht offen. «Hereinspaziert», ruft Balz (Name geändert) von weit her und kommt lässigen Schrittes durch den Flur. Er habe gerade noch etwas geputzt und aufgeräumt. Er lacht. Balz setzt sich im Wohnzimmer auf das Sofa, zieht die Baseballmütze kurz aus, um seine schulterlangen Haare aus dem Gesicht zu streichen, und nimmt einen Schluck Tee.

«Hier in diesem Haus aufzuwachsen, war ein grosses Glück», fängt der 23-Jährige an zu erzählen. Die Hausgemeinschaft mit den vielen Kindern und den unterschiedlichen Familiengeschichten habe einiges geboten. Und der Umgang untereinander sei nach wie vor sehr vertraut. «Bis heute sind mein Umfeld und meine Familie optimal, nur meine Psyche ist leider etwas mühsam.»

Balz war 14, als bei ihm Zwangsstörungen diagnostiziert wurden. Danach verbrachte er zehn Monate

«Vieles, was ich dachte und tat, war auch für mich absurd, aber ich konnte es nicht mehr kontrollieren.»

in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Tagesklinik. Seither ist er in Therapie und nimmt Psychopharmaka. «Die Krankheit hatte mich volle Kanne erwischt», erinnert er sich, und sie beschäftigt ihn bis heute. Die Tendenz, sich auf etwas, das ihn besonders interessiere, zu fixieren, sei immer schon Teil seines Charakters gewesen. Auch in der Schule wollte er alles sehr gut machen, aber damit habe er sich unter Druck gesetzt.

Als es dann um den Übertritt ins Gymnasium ging, verstärkten sich seine bisher harmlosen Zwänge, und auf einmal ging nichts mehr. «Ich war nur noch am Denken und starrte stundenlang reglos auf ein und dieselbe Stelle. Auch hatte ich strenge Handlungsrituale und war total in mir isoliert.» Isoliert sei er aber vorher nie gewesen, im Gegenteil. «Ich kannte das halbe Quartier und hatte viele Freunde in der Schule, im Fussballclub, beim Breakdance. Doch für einen normalen Alltag reichte die Kraft nicht mehr.»

Gedanken drängen sich auf
Zwangserkrankungen sind psychische Störungen, bei denen sich den Betroffenen unerwünschte Gedanken und zwanghafte Handlungen aufdrängen, etwa, ständig die Hände waschen oder Ordnung herstel-



Balz hat Angst, nicht mehr aus der Schublade seiner Diagnose herauszukommen.

Foto: Ephraim Bieri

len zu müssen. Dabei empfinden die Betroffenen ihr Verhalten selbst oft als sinnlos oder übertrieben, müssen aber dennoch weitermachen, um damit die unangenehmen Gefühle in den Griff zu bekommen. So beschreibt es auch Balz. «Vieles, was ich dachte und tat, war auch für mich absurd, aber ich konnte es nicht mehr kontrollieren.»

Die individuellen Ausprägungen der Zwänge sind sehr verschieden. Balz hatte etwa die Angstvorstellung, es könnte seinetwegen etwas kaputt gehen, zudem litt er unter blasphemischen Gedanken. «Weiter konnte es sein, dass ich plötzlich dachte, ich verachte die Jahreszeiten. Und schon befürchtete ich, dass ich dafür bestraft werden könnte.» Also habe er den Satz «neutralisieren» müssen. «Das machte ich, indem ich das, was ich im Moment des

Gedankens tat, wiederholte. Oder den Ort, an dem ich es dachte, nochmals aufsuchte, um dann dort nicht daran zu denken.» Nur sei das ja bekanntermassen unmöglich: Wer versuche, an etwas nicht zu denken, denke bereits daran. «Es war pure Folter», fasst Balz zusammen. «Ich war mein schlimmster Feind und es erschöpfte mich total.»

Eine Art sozialer Tod

Der Aufenthalt in der Tagesklinik, die Therapie und die Medikamente halfen Balz, aus der Abwärtsspirale herauszukommen. Er konnte den Schonraum und die Zeit für sich nutzen. «Klar geht man in die Psychiatrie nicht krank rein und verlässt sie dann gesund, aber nach ein paar Wochen war ich immerhin wieder etwas ruhiger.» Doch der Klinikaufenthalt war für ihn auch ein kom-

«Es braucht keine Krankheit, um etwas im Leben zu begreifen. Da gibt es noch viele andere Wege.»

Balz, 23

Balz ist mit seinen Eltern und zwei älteren Geschwistern in einer Hausgemeinschaft aufgewachsen. Das Gymnasium besuchte er in einer Privatschule. Nach erfolgreich abgelegter Maturitätsprüfung arbeitete er als Hilfgärtner und als Garderobier in einem Club. Heute studiert er Geschichte und Sozialanthropologie. Er lebt mit seiner Mutter in der ehemaligen Familienwohnung.

pletter Bruch mit allem, was bisher sein Leben ausmachte, eine Art «sozialer Tod», wie er es nennt. «Ich bin durch alle Raster gefallen, hatte keinen Kontakt mit den Kollegen, keine Freizeitaktivitäten mehr und war auch stigmatisiert: Ich war auf einmal einer, der nicht ganz richtig tickt.» Für ihn als bisher «sozial Hyperaktiver» war dies ein schmerzlicher Einschnitt.

Das verpasste Schuljahr holte er in einer Privatschule nach. Erst lief es gut, schulisch und sozial, doch dann ging es wieder los mit den Zwängen. «Das gleiche Problem wie beim ersten Mal, nur diesmal haben wir schneller reagiert, und ich war nach einem halben Jahr wieder im Rennen», meint Balz nüchtern. Das letzte Jahr am Gymnasium war für ihn dann eine Erlösung: Er war in einer tollen Klasse, lernte viel und gern und schaffte die Matura mit Bravour. «Endlich war ich nicht mehr der Ketzler, der sich selbst torpedierte. Vielmehr konnte ich mein Denken nutzen, um in die Welt des Wissens einzutauchen. Das war unglaublich befreiend.»

Weder krank noch gesund

Seither machte Balz diverse Jobs und studiert nun Geschichte und Sozialanthropologie an der Universität Bern. Ja, das Studium sei interessant, sehr sogar, aber der Schrecken nach der heftigen Krankheit sitze immer noch tief. «Ich lebe in einer Art «psychischen Nachkriegszeit» und versuche zu verstehen, warum ich so bin, wie ich bin.» Klar brauche das Zeit, aber er möchte auch nicht ewig von seiner Familie «durchgefüttert» werden, sondern ein selbstständiges Leben leben.

Fühlt er sich denn jetzt gesund oder noch krank? «Beides nicht», antwortet Balz. «Im Moment habe ich keine Symptome, aber wohlauf bin ich nicht.» Auch wenn er ab und zu mit Kollegen in den Ausgang gehe, fühle er sich ziemlich abgehängt vom Leben. «Die Diagnose Zwangsstörung beschreibt ja nicht mich als Person. Sie ist lediglich ein Hilfsmittel für die Krankenkasse. Trotzdem habe ich Angst, nicht mehr aus der Schublade rauszukommen.»

Balz schlägt vor, auf dem Balkon eine Zigarette zu rauchen. Er zieht die Mütze etwas tiefer ins Gesicht. «Wer behauptet, Krankheiten hätten irgendeinen Sinn, der hat keine Ahnung.» Natürlich sei er durch seine Störungen gezwungen worden, über sich und das Leben nachzudenken. «Aber es braucht keine Krankheit, um etwas im Leben zu begreifen. Da gibt es noch viele andere Wege.» **Katharina Kilchenmann**

«Wahrer Trost kann sein, die Trostlosigkeit auszuhalten»

Thomas Wild steht oft Patienten bei, die soeben eine schwere Diagnose erhalten haben. Wichtigste Aufgabe des Seelsorgers am Berner Inselspital ist es, nach dieser heftigen Erschütterung ein Stück Urvertrauen wiederherzustellen.

Was passiert mit einem Menschen, der eine Diagnose erhält, die sein Leben verändert?

Thomas Wild: Die meisten stehen unter Schock. Viele haben eine Phase der Ungewissheit hinter sich, in der sie hofften, es sei etwas Harmloses. Die Diagnose zertrümmert die Hoffnung, und es tut sich ein Abgrund auf. Was mich immer wieder beeindruckt: Der Mensch versucht schnell Ordnung ins Chaos zu bringen, indem er Fragen stellt, zum Beispiel nach der genauen Diagnose und nach Massnahmen.

Die Ärzte sind in diesem Moment die wichtigsten Ansprechpartner?

Ja. Die Mitteilung von «bad news» ist sehr anspruchsvoll. Es braucht Klarheit und Fingerspitzengefühl. Betroffene erwarten in diesen Momenten zu Recht fachliche und persönliche Kompetenzen.

Sie sind bei der Mitteilung von Diagnosen anwesend?

Da ich hauptsächlich auf der Intensivstation arbeite, kommt das oft vor. Der Patient liegt im Koma, ein Befund wird gestellt, und ich werde für das Gespräch mit den Angehörigen beigezogen. Wenn sich die Ärztin verabschiedet hat, bleibe ich für die Angehörigen da. Ansonsten kontaktiert mich das Pflegepersonal, wenn es registriert, dass jemand Begleitung braucht.

Was machen Sie dann?

Nach dem ersten Schock geht es darum, die Situation zu realisieren und auszuhalten. Menschen wollen in ihren Gefühlen und Gedanken verstanden werden. Ich bin also da, die Situation mitauszuhalten und zuzuhören. Kürzlich wurde ich zu einem Mann gerufen, der drei Tage zuvor die Diagnose Bauchspeicheldrüsenkrebs erhalten hatte und sofort operiert worden war. Zurück auf der Station, realisierte er seine Situation: Als Erstes sagte er mir, ihm fehle im Mehrbettzimmer die Ruhe und die Sicht auf den Himmel. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich dann von seiner schwierigen Scheidung, von seiner Einsamkeit und seinen Ängsten.

Was können Sie jemandem in so einer Situation geben?

Ich kann versuchen, sein Wesen und sein Leben durch mein Interesse zu würdigen. Jedes Leben verdient Respekt. In einer gesundheitlichen Krise kämpft der Mensch mit einem massiven Vertrauensverlust – ins Leben, in den Körper, in alles. Meine Aufgabe ist es, erste Schritte zu ermöglichen, sich jemandem anzuvertrauen.

Reagieren Menschen mit einer schweren Diagnose ähnlich?

Es gibt erstaunliche Reaktionen, zum Beispiel bei Kindern. Um sich selbst machen sie sich oft weniger Sorgen als um ihre Eltern. Bekommt ein Erwachsener eine solche Diagnose, sieht er häufig alle Projekte davonschwimmen. Ein Kind bleibt in der Gegenwart. Aber auch Erwachsene können progressiv mit der Krankheit umgehen. Einer sagte mir, er nehme die Farben und das Vogelgezwitscher viel intensiver



Thomas Wild bleibt als Seelsorger am Platz, wenn sich die Ärzte verabschieden.

Foto: Ephraim Bieri

wahr. Manche entdecken eine andere Qualität des Lebens – als würden sie sich und die Welt aufs Existenzielle reduzieren.

Haben sie bestimmte Ressourcen?

Es hat mit Bewältigungsmustern zu tun, die wir im Umgang mit Verlusten eingeübt haben. Phasen der Verzweiflung erlebt fast jeder. Manche reagieren mit Panik, andere werden wütend oder fühlen sich gedemütigt. Auch Verdrängung oder Durchhalteparolen begegnen mir, vor allem bei Männern.

Wie sprechen Sie mit jemandem, der seine Situation verdrängt?

Ich nehme ihm nicht die Hoffnung. Aber ich erachte es als sinnvoll, auch die Hoffnungslosigkeit anzusprechen. Ich ermutige ihn, die Türe in diese Räume aufzutun – und

dann auch wieder zu schliessen. Die dunklen Momente kommen irgendwann garantiert. Hat sich jemand zuvor schon damit befasst, kann das helfen.

Ist der Glaube für religiöse Menschen in dieser Krise eine Stütze?

Ein gläubiger Mensch nimmt den Schicksalsschlag nicht unbedingt lockerer an. Bei jedem zerbricht etwas von der bisherigen Identität, manchmal auch jene des Glaubens. Manche Gläubige spalten ihre Ängste ab: «Ich bin gläubig und darf mich nun nicht fallen lassen.» Oder sie denken, diese Krankheit habe nichts mit Gott zu tun, sondern mit seinem Gegenspieler. Manche, auch nicht religiöse Menschen, empfinden die Krankheit wie eine Strafe: «Warum geschieht mir das, ich war doch immer tüchtig und ehrlich.»

«Wenn ein Mensch schlagartig in die Welt der Kranken versetzt wird, können Worte rasch zynisch wirken.»

Thomas Wild, 59

Der reformierte Theologe und ausgebildete systemische Therapeut und Seelsorger war zwischen 2001 und 2010 als Paarberater tätig. Seit 2010 arbeitet Wild als reformierter Seelsorger am Berner Inselspital, vor sechs Jahren wurde er Co-Leiter der Insel-Seelsorge. Er schreibt zu Themen rund um Krankheit, Sterben und Tod.

www.tomwild.ch

Wo knüpfen Sie da als Theologe an?

In der jüdisch-christlichen Tradition gibt es viele Geschichten zum Umgang mit Leid. Als Gesunder darf ich einem Kranken nicht sagen, wie er seine Krankheit zu interpretieren hat. Ich kann aber Geschichten anbieten, in denen er sich wiedererkennt: die Passion, die Resilienzgeschichten des jüdischen Volkes, das Schicksal von Hiob.

Kann eine solche Krise umgekehrt Spiritualität aufleben lassen?

Ja, einige erinnern sich an etwas, das sie einst hatten. Leute aus frommen Elternhäusern etwa, die mit dem Glauben abgeschlossen hatten, spüren nicht selten eine Sehnsucht nach der spirituellen Geborgenheit der Kindheit. Sie fragen mich dann, ob ich für sie beten kann. Und es gibt Menschen, die in der Krise Spiritualität erst entdecken.

Ist es Ihre Pflicht, eine Art «göttliche Geborgenheit» zu vermitteln?

Die Sehnsucht nach Transzendenz gehört zum Menschsein. Darum spreche ich die spirituelle Identität und diesbezüglichen Hoffnungen oder Ängste an. Ich greife nicht schnell zu Ritualen, frage aber am Ende eines Gesprächs oft, ob es noch einen Wunsch gebe. Manchmal schlage ich einen Segen vor oder verweise auf die Kraft der Wiederholung eines einfachen Gebets. Melodie und Rhythmus tun geschwächten Menschen gut. Das ist ähnlich, wie wenn der muslimische Kollege den Koran rezitiert.

Wissen Sie immer das Richtige zu sagen?

Wenn ein Mensch schlagartig und ungefragt von der Welt der Gesunden in die Welt der Kranken versetzt wird, können Worte rasch zynisch wirken. Die Sprache ist zwar ein heilendes Instrument, aber sie kann auch verletzen. Ich bin zurückhaltend mit Hoffnungsszenarien. Einem Schwerkranken darf man nicht sagen: «Das kommt wieder gut, das Leben geht weiter.» Das Leben geht eben gerade nicht mehr so weiter. Wahrer Trost kann sein, die Trostlosigkeit auszuhalten.

Hat Ihre Arbeit Ihre eigene Spiritualität verändert?

Ich bin in mancher Hinsicht liberaler geworden. Gleichzeitig hat sich meine theologische Identität vertieft. Glaube und Spiritualität sind weder Voraussetzungen noch Garantien für Heilungsprozesse, aber wichtige Faktoren auf dem Weg der Genesung. Interview: Anouk Holthuizen, Christa Amstutz



Marc Chesney fordert ein grundlegendes Umdenken in der Wirtschafts- und Finanzwissenschaft.

Foto: Annick Ramp

«Der Finanzmarkt ist manipuliert»

Wirtschaft Finanzprofessor Marc Chesney kritisiert seine eigene Branche fundamental. Zu viele glaubten ans Paradigma des Wachstums. Er will in der Lehre ethische Werte etablieren – und auch die Umwelt.

In einem Kommentar zu einem Artikel von Ihnen heisst es: «Ökonomie ist keine Wissenschaft, sondern eine Religion.» Stimmt das?

Die Finanzkrise 2007/2008 ist der Ausdruck des Bankrotts des Finanzsystems und auch der Moral. Das Finanzsystem ist beinahe zusammengebrochen, doch die akademische Welt baut nach wie vor auf denselben Paradigmen wie vor der Krise. Es wird weiter gepredigt, dass die Finanzmärkte im Prinzip gut funktionierten und oft effizient seien – obwohl die Fakten zeigen, dass das nicht der Fall ist.

In diesem Sinne verschiebt sich das Finanzwesen durchaus von einer Wissenschaft zu einer Glaubensrichtung. Es braucht eine Reformation. Diese müsste sich vor allem mit der Frage nach Werten befassen und aufzeigen, dass diese nicht rein finanzieller Natur sein dürfen. Und dass das Sein nicht zu verwechseln ist mit dem Haben.

Wo ist denn das Problem?

Wachstum um jeden Preis ist ein Dogma. Das heisst auch Wachstum der Ungleichheit, der Umweltverschmutzung, der globalen Erwärmung. Zu viele Wirtschaftsmodelle sind von Ressourcenverbrauch und Gesellschaft abgekoppelt.

So müssten auch die Armen auf Wachstum verzichten?

«Wirtschaft und Finanzwesen sind soziale Konstrukte.»

Wer mit weniger als zwei Dollar pro Tag überleben muss, wie es für ungezählte Menschen der Fall ist, für den ist mehr besser, das ist klar. In der ökonomischen Theorie bedeutet «immer mehr» «immer besser». Besitzt man jedoch bereits viel, kommt das einer Bulimie gleich. Das bestimmende Thema müsste sein: Was ist genug, um gut und würdig zu leben?

Wie kamen Sie zu dieser Einsicht?

Ich wollte nach der Krise 2007/08 so nicht weitermachen. Also habe ich einige Zeit investiert und nachgedacht. Unwahrheiten zu verbreiten ist einfach keine Option.

Was heisst das für Ihr Gebiet, die Finanzwissenschaften?

Die behandelten Themen sind allzu oft losgelöst von Bedürfnissen und Realitäten, von relevanten gesellschaftlichen Fragen. Grundsatzdebatten werden abgeblockt. Denn sie

wären für die in ihren Dogmen erstarrte akademische Wirtschafts- und Finanzwissenschaft bloss störend. Dabei sollten ihre Ziele sein, dass wir Menschen besser und würdig leben. Hierzu ist ein interdisziplinärer Ansatz wesentlich, mit verschiedenen Disziplinen wie Geschichte, Philosophie, Soziologie und Mathematik. Eine eindimensionale Perspektive erzeugt Konzepte, die häufig unrealistisch sind.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Eine allgemeine Annahme ist: Im Prinzip funktionieren die Finanzmärkte gut. Das ist falsch: Sie sind regelmässig manipuliert.

Inwiefern?

Wir sehen das zum Beispiel beim Hochfrequenzhandel. Hier werden Aktien innerhalb von Mikrosekunden gehandelt. Von Menschen programmierte Computer manipulieren die Preise, um zu profitieren.

Und warum ändert sich nichts?

Weil es starke Interessen von Lobbyisten gibt, die diese der Gesellschaft aufzwingen und am Status quo gut verdienen.

Sie möchten Gegensteuer geben mit dem neuen Kompetenzzentrum für nachhaltige Finanzwirtschaft.

Ja, das Zentrum sollte neue Konzepte zum Thema Finanzwirtschaft und Nachhaltigkeit in die Lehre und in die Forschung bringen. Zwei Dimensionen müssen wir einbeziehen: die Klimafrage und die Instabilität des Finanzsystems. Hier sind Unabhängigkeit und Interdisziplinarität gefragt, und die haben wir bei uns an der Universität.

Sie hegen also Hoffnung.

Ja, das tue ich. Das Finanzwesen und die Wirtschaft sind soziale Konstrukte und basieren schliesslich nicht auf fundamentalen Gesetzen: Wir gestalten sie selbst. Interview: Marius Schären

Marc Chesney, 60

Der Franzose ist Finanzprofessor an der Uni Zürich. Er kritisiert die aktuelle Ausrichtung der Ökonomie auf Wachstum. Im Januar hat er das Kompetenzzentrum für nachhaltige Finanzwirtschaft (CCSF) mitgegründet und 2019 die Initiative für die Einführung einer Mikrosteuer mitlanziert. Er ist Autor des Buches «Die permanente Krise». Chesney hat Mathematik in Paris und Ökonomie in Genf studiert.

Kindermund



Geburtstag und die Sache mit der Überraschung

Von Tim Krohn

Als Bigna hörte, dass ich bald Geburtstag habe, klatschte sie in die Hände: «Oh, dann will ich dir etwas schenken. Was wünschst du dir denn?» «Irgendwas, ich freue mich über alles. Überrasche mich.» Sie rümpfte die Nase. «Typisch erwachsen. Dann schenke ich dir mein fast nicht gebrauchtes Heftpflaster mit Asterix drauf oder den Flügel von einem Vogel, den die Katze geholt hat, wie der Nona, und du freust dich überhaupt nicht. Was schenkt dir Renata?» Renata ist meine Frau.

«Ich darf es nicht wissen, aber ich glaube, eine Kaffeemühle.» «Wieso eine Kaffeemühle?» «Weil ich mir die wünsche.» Bigna schüttelte verständnislos den Kopf. «Aber wenn du sie dir wünschst, ist es doch keine Überraschung mehr! Und was schenken die anderen Erwachsenen?» «Alle zusammen die Kaffeemühle.» «Ist die so teuer?» «Nicht so teuer, dass ich sie mir nicht selber kaufen könnte, aber auch nicht billig.» «Und warum kaufst du sie dann nicht selber?» «Damit ich zum Geburtstag keinen Kram bekomme, den ich nicht brauche.»

«Ich wusste es doch», rief Bigna aus. «Moment, das ist nicht dasselbe. Würden sie mir etwas malen, würde ich mich schon freuen. Wenn sie so schön malen wie du.» «Ja, aber wenn ich dir was male, ist es keine Überraschung mehr», stellte Bigna klar. Dann kramte sie aus der Hosentasche zehn Rappen: «Das ist wohl zu wenig, um bei der Kaffeemühle mitzumachen, oder?» «Nein, das ist genau, was Renata noch fehlt.» «Schwindelst du auch nicht?» «Doch», gab ich zu, «aber ich mache dir einen Vorschlag. Male mir ein Bild, nicht als Geschenk, sondern ich kaufe es, für zehn Franken. Wenn du die Renata gibst, ist das eine gute Beteiligung.» Bigna schüttelte den Kopf. «Dann ist es doppelt keine Überraschung, und du hast gesagt, du wünschst dir eine Überraschung.»

Schliesslich schenkte sie mir gar nichts. «Freust du dich?», fragte sie, nachdem die Mühle eingeweiht und die Torte angeschnitten war. «Über die Mühle?» «Nein, dass ich dir nichts geschenkt habe. Damit hast du bestimmt nicht gerechnet.» Das gab ich zu. Bigna strahlte: «Und vor allem hättest du dir das nicht selber kaufen können.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Gfröits

«Wie eine gute Freundin nimmt sie meine Hände in ihre»

Mache Bekanntschaft im Zug. Wir plaudern über vor-digitale Zeit, ihr Deutschland (sie ist Schauspielerin), mein Welschland, unsere Kinder, die Sympathie ist gegenseitig. Ganz natürlich die Frage, wohin per Zug und wieso? Mein Atem stockt, der Puls rast, Tränen schiessen in meine Augen. Wie eine gute Freundin nimmt sie meine Hände in ihre. Es tut mir gut. Ich erzähle vom Schicksalsschlag, dem Suizid meines Bruders, seinem Tinnitus, der Familie, die zusammensteht. Das Gespräch beruhigt, leider muss sie schon aussteigen. Ich frage noch nach ihrem Namen, und Google verrät mir, wer diese nette Dame war.
Pia Rezzonico, Gals

Ich stand in der Warteschlange für das Schulkonzert meiner Tochter. Am Morgen hatte ich einen grossen Auftrag abgeschlossen,

zwei Mal im Jahr verantwortete ich ein Gesundheitsmagazin. Ich genoss das Gefühl beruflicher Erfüllung. Hinter mir stand ein schick angezogener Mann. Wir kamen ins Gespräch, über Musik, unsere Kinder, während wir uns dem Eingang näherten. Kurz vor Einlass waren wir bei der Frage nach dem Beruf angelangt. Es stellte sich heraus, dass er vor vielen Jahren das Netzwerk ins Leben gerufen hatte, dessen Magazin ich nun verantwortete. Wir lachten, berührt über solch – scheinbar – zufällige Begegnungen im Leben.
Anouk Holthuizen, Redaktorin
«reformiert.» Aarau

Eine Fahrt im Bus quer durch die Stadt kann zur Fahrt in die Vergangenheit werden. Jedenfalls wenn man, wie ich kürzlich, neben einer Dame Platz nimmt, die ursprünglich aus Rumänien stammt

und aus der Zeit erzählt, als der Diktator Ceausescu gestürzt wurde. Wie sie darauf das Land verliess und in der gut situierten Schweiz ankam. Ich ergänze, wie ich beim Besuch in Bukarest 1990 die Menschen erlebte, die sich nach dem verheissungsvollen westlichen Leben sehnten. Viel zu schnell kommt meine Haltestelle, und wir verabschieden uns. «Das hat mir Freude gemacht», sagt sie. Mir auch.
Katharina Kilchenmann, Redaktorin
«reformiert.» Bern

Haben Sie im Zug etwas Schönes erlebt, in der Nachbarschaft Nachahmenswertes beobachtet, in einer misslichen Situation spontane Hilfe bekommen? Oder einen wunderbaren Moment erlebt? Schreiben Sie uns in kurzer Form (max. 450 Anschläge inkl. Leerzeichen):
gfroets@reformiert.info, Betreff «Gfröits». Über Kürzung und Veröffentlichung entscheidet die Redaktion.

Im Nemo Geborgenheit und Perspektiven gefunden

Luca* war nach dem Rauswurf durch seinen Vater obdachlos, bis er ins Nemo fand. In der Notschlafstelle für obdachlose Jugendliche beeindruckt ihn die menschliche Wärme im Umgang der Betreuer mit den Gästen.

**Sozialwerk
Pfarrer Sieber**



Wir fangen auf

Menschen jeden Alters und aus allen sozialen Schichten können in Not geraten. Das stellen wir täglich fest. Daher ist unser Hilfsangebot breit gefächert. Neben einem Fachspital, einem Therapiezentrum, Anlaufstellen, Wohn- einrichtungen und der Gassenarbeit sind unsere Notschlafstellen Pfuusbus und Iglu (für Erwachsene) sowie Nemo (für Jugendliche von 16-23 Jahren) zentrale Hilfsangebote, für deren Betrieb wir auf Ihre Unterstützung angewiesen sind. Wir danken Ihnen herzlich für Ihr Engagement.

Spendenkonto PC 80-40115-7
IBAN CH98 0900 0000 8004 0115 7
Infos unter www.swsieber.ch
oder facebook.com/SozialwerkPfarrerSieber

Wer Luca begegnet, würde nie vermuten, dass er mit seinen 21 Jahren bereits so viel Leid erlebt hat. Wer ihn besser kennenlernt, staunt über die positive Lebenshaltung, die er sich trotz allem bewahrt hat. Lucas Weg in die Jugendobdachlosigkeit gleicht in vielem jener anderer Nemo-Gäste: Streit und Gewalt zu Hause, Trennung der Eltern, frühe Erfahrung mit dem Kiffen und anderen Drogen. Nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Vater flüchtete Luca von zu Hause. Während Monaten schlug er sich als Obdachloser durch oder übernachtete gelegentlich bei «Freunden». Bis er auf die Notschlafstelle Nemo aufmerksam wurde und hier Zuflucht fand. «Als ich hierherkam, fiel mir sogleich der freundliche Umgang auf», erinnert sich der zierliche junge Mann mit den lebhaften Augen. «Das tat mir gut.»

Den Konflikt nicht mehr ausgehalten

Aufgewachsen ist Luca im Zürcher Oberland. In der Schule war er mässig am Unterricht interessiert, wie er selbst sagt, dafür umso mehr am Sport. Er war auch ziemlich beliebt – jedenfalls ausserhalb der Familie. Umso mehr stressten ihn die Auseinandersetzungen in der Familie. «Meine Eltern hatte nie Verständnis dafür, was Jugendliche heute beschäftigt», sagt er. Mehr lässt er sich nicht in die Karten blicken. Zu schmerzhaft sind seine seelischen Wunden. Zu Hause hielt er es immerhin bis nach seiner Ausbildung in der Gastronomie aus. Dann kam es zum grossen Knall.

Beitragen zum guten Klima

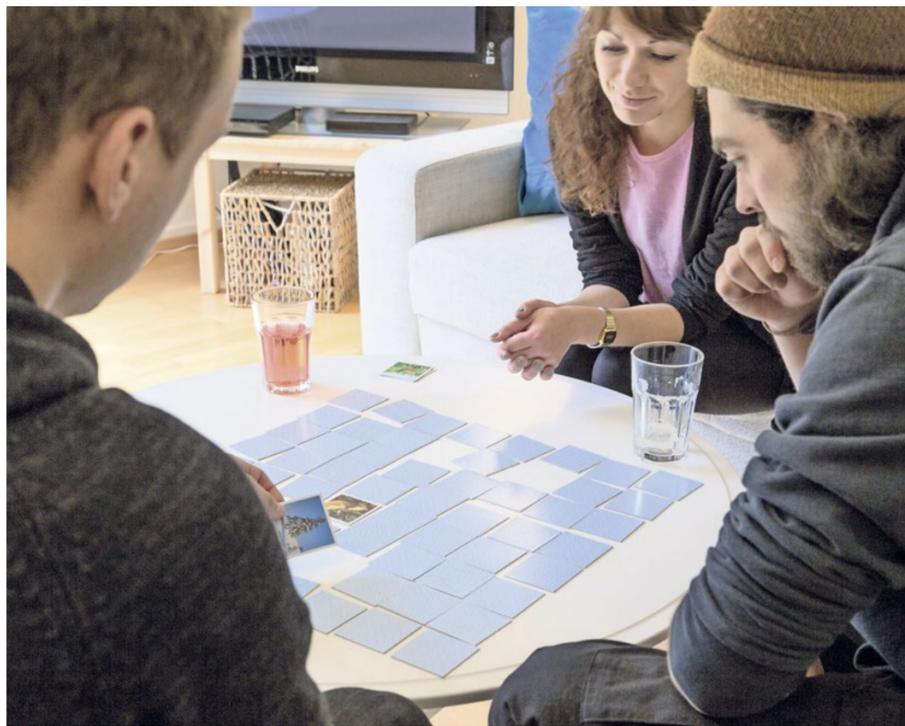
Luca schätzt nicht nur, was er an Freundlichkeit und Zuwendung von Betreuungsseite er-

lebt. Er versucht auch, selbst zum guten Klima in der Notschlafstelle beizutragen. Die Mitarbeiterinnen attestieren Luca eine hohe Sozialkompetenz. «Im Gegensatz zu anderen ist er nicht introvertiert, sondern sucht den Kontakt mit anderen Gästen», sagt Nemo-Leiterin Darja Baranova. Luca spiele fürs Leben gerne Brettspiele und schaffe es immer wieder, andere Gäste zum Mitspielen zu animieren.

Neue Perspektiven fürs Berufsleben gefunden

Auch dank der Beratung im Nemo ist Luca heute soweit, sein Leben neu zu ordnen. Jüngst hat er einen Platz in einer betreuten Wohngemeinschaft gefunden. Und beruflich möchte er sich zum Sozialpädagogen ausbilden lassen. Eine wichtige Voraussetzung für diesen Beruf, das Interesse an Menschen, bringt er jedenfalls mit sich. (db/arb)

* Name geändert



Luca spielt gerne Brettspiele und animiert auch andere Nemo-Gäste dazu.

INSERATE

reformiert.

Wir venetzen Sie nun noch besser mit der Welt, die Sie und uns bewegt

Website
und App

Seit dem 17. Februar präsentiert sich unsere Website in neuem Kleid: frisch, übersichtlich und mit neuen Dienstleistungen für die Kirchgemeinden. Auch eine App steht jetzt für unsere Leserinnen und Leser bereit – mit aktuellen Beiträgen jeden Freitagmorgen punkt sieben Uhr.

Frisch

Die neue Website ist in Gestalt und Technik auf der Höhe der Zeit. Das wirkt sich aus für die Nutzerinnen und Nutzer: Unsere Beiträge erscheinen schnell und angepasst auf den unterschiedlichsten elektronischen Geräten.

Schlank

Die frische, klare Gestaltung orientiert sich am lesefreundlichen Zeitungslayout. Sie ist aber zusätzlich optimiert für leichte Les- und Sichtbarkeit auf Bildschirmen.

Spannend

«reformiert.» ist die Zeitung für Kirchgemeinden, die tagein, tagaus viele spannende Anlässe organisieren. Nun finden Sie auf der Website auch eine Auswahl an Veranstaltungen – vom Jura bis ins Val Müstair.

Hilfreich

Für Tatkräftige gibt es jetzt ebenfalls einen Service: Die Kirchgemeinden können Stellenangebote und die Suche nach Freiwilligen publizieren. Das macht vieles einfacher.

Aktuell

Neben den online aufgeschalteten Beiträgen aus der Zeitung erscheinen werktags nahezu täglich auch exklusive Online-Texte und Videos über Kirche, Religion, Gesellschaftspolitik, Ethik und spannende Menschen.

Mobil

Nicht nur die Website erscheint jetzt optimal auf mobilen Geräten: Wer die elektronische Leseweise bevorzugt, erhält immer freitags um 7 Uhr per App «Punkt Sieben» eine Auswahl an Beiträgen. Die App kann ab der Website geladen werden. Wer möchte, erhält dazu eine Push-Nachricht.

Einladend

Schliesslich gibt es als Novität demnächst auch noch einen Newsletter: per Mail wöchentlich ein paar Hinweise auf Aktuelles.

www.reformiert.info
www.punktsieben.ch



Kurse und
Weiterbildung

Erfahrungen austauschen, weitergeben, reflektieren in der Altersarbeit

Thema: Brennpunkt «Altersdiskriminierung und Altersbilder»

Dieses Treffen für Mitarbeitende mit Arbeitsschwerpunkt Alter findet zweimal im Jahr statt. Nebst dem Themenschwerpunkt besteht die Gelegenheit zum Erfahrungs- und Informationsaustausch.

31.03.2020, 14.00–17.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 15.03.2020

Kirchgemeinderatspräsident/in werden

Eine Vorbereitung aufs Kirchgemeinderatspräsidium oder für neuere Präsidentinnen/Präsidenten

29.04., 13.05. + 27.05.2020,
jeweils 18.00–21.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 20.04.2020

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Evangelischer Theologiekurs – neuer Kursstart in Bern

Im August 2020 startet ein neuer, dreijähriger Evang. Theologiekurs in Bern.

Er richtet sich an interessierte Menschen, die die Grundthemen der Theologie und deren Bezüge zum eigenen Leben kennenlernen möchten.

Dienstags, 17.30–20.30 Uhr (wöchentlich),
Campus Muristalden, Bern

Infoabend: 29.04.2020, 18.30–19.30 Uhr

Anmeldeschluss: 15.06.2020

Biografisches Erzählen in der Altersarbeit

Würdigen von individuellen Lebensgeschichten

1. Biografisches Erzählen im Dialog:

30.04.2020, 14.00–17.00 Uhr

2. Biografisches Erzählen im Erzählcafé:

14.05.2020, 14.00–17.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 10.04.2020

Am siebten Tag sollst du ruhn

Die stimmige Balance finden zwischen

Engagement und Erholung

08.05.2020, 13.30–17.00 Uhr

Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern

Anmeldeschluss: 20.04.2020

Grundausbildungskurs Sigrist/in

Der Grundausbildungskurs in vier Teilen führt neuere Sigristen / Sigristinnen in ihre vielfältige Tätigkeit ein

30.06.–02.07.2020, Sigriswil;

26.–27.08.2020, Bern; 02.09.2020, Bern;

Erfahrungsaustauschabend im November, Bern

Anmeldeschluss: 01.04.2020



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Tipps

Sachbuch

Erinnerung an Schweizer KZ-Häftlinge

Männer, Frauen und Kinder, Juden, Sozialisten, Homosexuelle, Sinti und Roma, Widerstandskämpfer, Zeugen Jehovas: An die 400 Schweizerinnen und Schweizer waren während der Zeit des Dritten Reichs in deutschen Konzentrationslagern inhaftiert. Viele davon wurden ermordet. Das Autorenteam arbeitet nun, 75 Jahre nach Kriegsende, einige der tragischen Geschichten auf. **ki**

B. Spörri, R. Staubli, B. Tuchschnid: Die Schweizer KZ-Häftlinge. Vergessene Opfer des Dritten Reiches. NZZ Libro, 2019, Fr. 48.-. www.nzz-libro.ch



Inhaftiert, ermordet und vergessen: Schweizer KZ-Opfer.

Foto: zvg

Theater



Drei tiefsinnige Stimmen

Foto: zvg

Philosophisches über Leben, Krankheit und Tod

Silvia Jost, Beat Albrecht und Andreas Berger sprechen Texte über das Leben, das Kranksein und das Sterben. Was heisst es, durch eine Krankheit plötzlich nicht mehr Herr über das eigene Leben zu sein? Was sagt der Philosoph Michel de Montaigne dazu? **ki**

«In der Nacht» von Andreas Berger, 15. März, 17 Uhr, Pfarrschür, Pfarrweg 7, Messen. Eintritt frei. www.jostundberger.ch

Musik-Comedy



Resli Burri, Pascal Dussex

Foto: zvg

Das kleinste Trio der Welt mit neuem Programm

Resli Burri und Pascal Dussex spielen und singen sich auf der Bühne des Berner Kultur-Casinos um Kopf und Kragen. Mit viel Witz und musikalischem Können erzählen die virtuosen Vagabunden ihre haarsträubenden Geschichten aus dem Leben als Strassenmusiker. **ki**

«Vagabund», Les trois Suisses, 11./12./13. März, 20 Uhr, Kultur-Casino, Bern. Tickets: www.casionbern.ch

Agenda

Referat

Was für die Seele gut ist

Interdisziplinäre Vortragsreihe aus medizinischer, psychotherapeutischer und seelsorglicher Sicht.

- Di, 10. März, 19.30 Uhr
Claudia Kohli Reichenbach: Seelenruhig im Alltagssturm? Spiritualität für Engagierte
- Di, 17. März, 19.30 Uhr
Jürg Kesselring: Resilienz und Neuroplastizität – die aufbauenden Kräfte
- Di, 24. März, 19.30 Uhr
Thierry Carrel: Heisst glückliche Seele ein gesundes Herz?
- Di, 31. März, 19.30 Uhr
Daniel Hell: Selbst- oder Seelsorge? Warum das eine nicht im anderen aufgeht

KGH Petruskirche, Brunnadernstrasse 40, Bern

Anmeldung nicht erforderlich. Es können auch einzelne Abende besucht werden. Kollekte

Fulbert Steffensky

Die Kirche ist auf dem Rückzug. Die Gesellschaft ist nur noch beiläufig an ihr interessiert. Was heisst das für die Kirchen? Was heisst es für die Gesellschaft? Die These von Fulbert Steffensky: Der Einfluss der Kirchen ist geringer geworden, ihre Freiheit grösser.

Sa, 14. März, 17 Uhr
Kirche Worb

Konzert

Silvia Harnisch

Die Pianistin interpretiert in ihrem aktuellen Klavierrezital Werke von Bach, Beethoven, Debussy und Liszt.

So, 8. März, 17 Uhr
Nydegkirche Bern

Baumlieder

Roland Zoss' neuestes Projekt ist eine Liebeserklärung an die grünen Riesen. Die Lieder für ein neues Klima im Kopf stellen auf zwei melodischen Weltmusik-Alben 28 Bäume ins Zentrum. Verwurzelt in mittelhochdeutscher Berner Mundart, begleitet vom Quartett mit Hamid Khadiri.

So, 8. März, 16 Uhr
Moschti Mühlethurnen

Hiesigs u Frömds

Das volkstümliche Quartett «Folchlore» spielt abwechslungsreiche Musik aus der Schweiz und aus Irland, Deutschland und Schottland. Passende Texte dazu liest Pfarrer Andreas Zingg.

Fr, 13. März, 19.30 Uhr
Pfarrhaus, Dorfstrasse 7, Schlosswil
Freier Eintritt, Kollekte

Filmvorführung

Der Konzern-Report

Der Film lässt Menschen auf zwei Kontinenten zu Wort kommen, die durch Schweizer Konzerne geschädigt worden sind. Dick Marty und weitere gewichtige Stimmen aus dem In- und Ausland erklären im Film, dass sie klare Regeln verlangen und dass Konzerne für ihre Verfehlungen von nun an geradestehen müssen. Nach den Vorführungen wird jeweils die Konzernverantwortungsinitiative vorgestellt.

- Mo, 16. März, 18.30 Uhr
Kino Cinéma, Bern
 - Mi, 18. März, 19.30 Uhr
Heitere Fahne, Wabern
 - Do, 19. März, 20 Uhr
Aula Gassacker, Meikirch
 - Fr, 20. März, 19.30 Uhr
Markuskirche Thun
 - So, 22. März, 11 Uhr
Kreuzsaal Nidau
 - So, 22. März, 10.30 Uhr
Kino ABC, Bern-Breitenrain
 - Mo, 30. März, 19.30 Uhr
KGH Münchenbuchsee
 - Mi, 1. April, 19 Uhr
Restaurant Tscharnergut, Bern
 - Do, 2. April, 20 Uhr
Kleine Kupferschmiede, Langnau
 - Fr, 3. April, 20 Uhr
Studiokino Schlosshof, Oberhofen
- Weitere Daten und Orte: www.konzerninitiative.ch/konzern-report

Bildung

Studien-Tag: Pessach Ostern

Neben der professionellen Unterweisung zum Ablauf und Hintergrund der Seder-Festmahlzeit werden auch die kulinarischen Seiten dieser uralten Gemeinschaftstradition genossen und die Parallelen zum biblischen «Abendmahl» gesucht. Ausgewählte Speisen werden aufgetischt, die jeweils an ein Ereignis während der Sklaverei in Ägypten erinnern. Dazu werden gemeinsam unter der Leitung von Richard Breslauer die vorgegebenen Texte gelesen.

So, 22. März, 11.30–14.30 Uhr
Margoa, Grabenstrasse 9, Lengnau

Kosten: Fr. 30.- inklusive Mittagessen. Anmeldung: www.juedisch-christliche-akademie.ch

Literatur

Tim Krohn

Der «reformiert.»-Kolumnist Tim Krohn liest aus der Erzählung «Der See der Seelen». Diese Alpensage dreht sich um die Frage, woher wir kommen und wohin wir gehen. Im Anschluss Drink im Chor der Kirche und Austausch.

So, 8. März, 17 Uhr
Ref. Kirche Utzenstorf

Leserbriefe

reformiert. 2/2020, S. 1
Der Hass verbreitet sich von Freund zu Freund

Mehr Anstand

Jeder und jede darf seine Meinung kundtun, aber dies mit Anstand und Rücksicht auf anders Denkende oder Gläubige. Das gilt im Netz, im Chat, im Zug und in der Öffentlichkeit. Rücksicht und Anstand gehen immer mehr im starken Unmut unter, und dies ist äusserst bedenklich. Recht auf freie Meinungsäusserung hat nichts mit frech sein, Rücksichtslosigkeit und der Demütigung anderer zu tun. Der forsche und aggressive Ton in der Öffentlichkeit muss dringend aufhören.
Martin Fischer, Worb

reformiert. 2/2020, S. 4
Seelsorger und Begleiter auf vier Pfoten

Tiere tun der Seele gut
Mit viel Freude habe ich den guten Bericht gelesen und möchte der Pfarrerin Mariette Schaeren sowie auch der Redaktorin Nicola Mohler dafür danken. Es ist wichtig und längst an der Zeit, dass unseren Mitgeschöpfen, den Tieren, mehr Würde zugestanden wird. Frau Schaeren sagt es treffend: Die Anliegen der tierliebenden Bevölkerung werden zu wenig ernst genommen. Tiere, aber auch alte Menschen, Arme und Kinder stehen hinten an, da sie sich nicht selber für ihre Rechte wehren können. Und für diejenigen, welche denken, es gebe genug Menschenleid, deshalb sei es nicht nötig, sich noch für Tiere zu engagieren, möchte ich mit meinen siebzig Jahren hinzufügen: Leute, die sich für Tiere engagieren, haben meist auch ein grosses Herz für die Menschen, was ich umkehrt leider nicht beobachten kann. Und ja, Tiere tun der Seele gut, sie haben die Sensibilität, die viele Menschen längst nicht mehr haben.
Annemarie Özdemir, Rüfenacht

reformiert. 2/2020, Dossier
Avec-Papiers

Erfreulich

Fürchterlich und erfreulich, geprägt von Mut und Hoffnung, ein Bild der Verhältnisse heute – und das sehr schön illustriert! Danke.
Ulrich Pluess, Burgdorf

reformiert. 1/2020, S. 3

«Menschenrechte sind keine Verhandlungssache»

Verantwortungslos

Ich finde Ihre Zeitung interessant, modern und mutig – trotz der Unkenrufe verschiedener Leser. Nun möchte ich zur Zuschrift von Hanspeter Büchi aus Stäfa Stellung nehmen: Die Konzerninitiative verlangt nichts anderes, als dass die Konzerne Verantwortung übernehmen für Schäden, die sie an Menschen und Umwelt anrichten. So wie wir normalen Bürger auch haftbar sind, wenn wir Menschen schädigen oder Nachbars Bäume fällen, bloss weil sie uns zu viel Schatten machen. Ist das wirklich zu viel verlangt?
Gertrud Haller-Schärer, Rorbas

reformiert. 12/2019, S. 1

«In Kirchenkreisen wächst die Toleranz»

Egoistisch

In Gottes Schöpfungsbericht in der Bibel gibt es weder zwei Adams noch zwei Evas, und von einer Heirat zweier Männer oder Frauen steht nirgends etwas – ganz im Gegenteil. «Ehe für alle» ist im christlichen Sinn keine Ehe und wird nie eine sein. Dass Lesben und Schwule in einem Partnerschaftsvertrag ihre güter- und erbrechtlichen Ansprüche geltend machen können, ist eine Selbstverständlichkeit. Mitgebrachte eigene Kinder sollten adoptiert werden können, nicht aber fremde. Afrika und Asien lassen grüssen! Was soll zum Beispiel ein pubertierendes Mädchen mit zwei bärtigen «Vätern» denken? Wo ist die tröstende Mutter? Was soll ein zwölfjähriger Junge mit zwei Müttern fühlen, der sich nie mit dem Vater austauschen kann? Jedes Kind hat das Recht zu wissen, wer der andere Elternteil ist. Noch schlimmer würde die Situation mit der Samenspende. Der Spruch «Wir wollen Samen, Amen» zeigt, wie egoistisch gewisse Kreise nur an sich denken und nicht an die Zukunft eines auf samenspendende Weise geborenen Kindes.
Peter Burkhalter, Ittigen

Ignorant

Im vergangenen November haben die Delegierten des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds das Bekenntnis zur Ehe für alle abgegeben, obwohl im Vorfeld 6000 Reformierte sich in einem offenen Brief

dagegen aussprachen. Im Schöpfungsbericht steht unmissverständlich, dass eine Ehe zwischen Mann und Frau von Gott gewollt ist. Ich frage mich, woher Gottfried Locher und seine Gleichgesinnten das Recht nehmen, biblische Grundäusserungen zu ignorieren. Damit bestätigt die Kirchenführung, dass sie sich der Welt, der heutigen Gesellschaft mehr verpflichtet fühlt als Gottes Wort.

Peter Ernst, Brienz

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702724 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 348 817 Exemplare (WEMF) 30950 reformiert. Bern: Erscheint monatlich
Herausgeber: Verein reformiert. Bern | Jura | Solothurn
Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann
Redaktion und Verlag
Postfach 312, 3000 Bern 13
Redaktion:
Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Verlag:
Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 15, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurdruk.ch
Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–
Druckvorstufe Gemeindebeilagen
Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf
reformiert@merkurdruk.ch

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch
Inserateschluss Ausgabe 4/2020
4. März 2020

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Mit offenem Blick für Mensch und Tier

Integration John-David Bauder hält nichts von Vorurteilen. Er selbst hat als Kind darunter gelitten. In seinem Privatzoo sollen diese keinen Platz haben.



In John Bauders Zoo leben neben zwei Trampeltieren, Alpakas und Lamas weitere 61 Arten.

Foto: Manuel Zingg

«Betrachte die Tiere bitte vorurteilsfrei. Verwende keine Massstäbe wie schön, hässlich, dumm, unnützlich oder nützlich.» John-David Bauder zeigt auf das Schild am Eingang zu Johns kleiner Farm. «Dasselbe gilt für den Umgang mit Menschen», sagt der Gründer des kleinen Privatzoo, während ein Hahn kräht, ein Barockesel sein I-aah ertönen lässt und der Hund neben Bauder mit dem Schwanz wedelt.

Bauders Biografie hat ihn gelehrt, was es heisst, abgestempelt zu werden: Als Sohn einer Deutschen erlebten er und seine Mutter in einem kleinen Dorf im Berner Seeland öfters Diskriminierung. Als er mit 14

Jahren in das Dorf zurückkehrte, nachdem er mit der Familie fünf Jahre in Kairo gelebt hatte, fühlte er sich isoliert: «Es hiess, die Reichen sind zurück.» Dann bekam er die Diagnose «manisch-depressiv» und erhielt einen weiteren Stempel aufgedrückt. «All das hat mich für Menschen sensibilisiert, deren Lebensläufe nicht der Norm entsprechen oder Vorurteile hervorrufen.»

Nägel mit Köpfen machen

Wenn Bauder heute in seinem Zoo Personal einstellt, dann schaut er kein Schulzeugnis an. «Das ist eine Momentaufnahme, die nichts über den Menschen aussagt.» Er fügt an:

«Was nützt mir jemand mit einer Sechs in Biologie, wenn er den Tieren gegenüber nicht empathisch ist?» Im kleinen Zoo dürfen die Angestellten so Mensch sein, wie sie

John-David Bauder, 50

1996 eröffnete Bauder den Privatzoo «Johns kleine Farm» in Kallnach. Auf einer Hektare leben 283 Tiere von 64 Arten, darunter Findeltiere, Nutztiere und vom Aussterben bedrohte Arten. Der Betrieb bildete bisher 19 Tierpfleger aus, darunter auch 9 Lernende mit psychischer Beeinträchtigung.

sind. Ihre Suchtvergangenheit, Gefängnisaufenthalte oder psychischen und körperlichen Probleme stehen nicht im Vordergrund.

Das sei nicht immer einfach, verlange Geduld. «Manchmal muss man den Fünfer einfach gerade sein lassen, aber auch mal Nägel mit Köpfen machen.» Die positiven Rückmeldungen jedoch von Besuchern, die funkelnden Kinderaugen, die Anerkennung des Tierschutzes sowie Angestellte, die hier ihren Platz gefunden haben, treiben Bauder an.

Eigentlich wollte er Medizin studieren. Doch nach 13 Jahren Schulbank hatte er genug von der Theorie. Er wollte nun endlich arbeiten. Deshalb machte er auch gleich zwei

«Mit meiner Grossmutter wollte ich immer nur eines: in den Zoo.»

Abschlüsse aufs Mal: diplomierter Heilpraktiker und Krankenpfleger. Doch dabei blieb es nicht. Er studierte Operngesang, ökologische Erwachsenenbildung und Tierpflege. Besonders viel bedeutet es ihm, im Privatzoo Tierpfleger auszubilden: «Junge Menschen beim Start ins Berufsleben zu unterstützen, ist eine tolle Aufgabe», sagt Bauder.

Knie statt Schule

Der 50-Jährige liebt die Natur. Wenn immer möglich, ist er draussen unterwegs. Stets an seiner Seite sein Hund, der den gälischen Namen Saiorse (Freiheit) trägt. Und wenn Bauder nicht draussen ist, widmet er sich der Archäologie – seiner grossen Passion, die ihren Ursprung in seinen Jahren in Kairo hat. Noch früher entdeckte er seine Faszination für Tiere. Er hatte Tanzmäuse und einen Hund. «Wenn der Zirkus Knie in der Stadt war, habe ich immer die Schule geschwänzt», erinnert sich Bauder.

Stundenlang habe er zugeschaut, wie Fredy Knie die Tiere dressierte. Während Bauder aus seiner Kindheit erzählt, werfen zwei Knaben Äpfel in das Gehege der Stachelschweine. «Hier dürft ihr mit dem Essen um euch werfen, nicht aber zu Hause», sagt er zu den Buben und ihrer Grossmutter. Er schaut die Jungen an und sagt: «Ach, so war ich auch. Mit meinen Grosseletern wollte ich immer nur eines: in den Zoo.» Nicola Mohler

Gretchenfrage

Alina Ring, Sportklettererin:

«Der Glaube gibt mir eine gewisse Freiheit»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Ring?

Ich bin Mitglied der reformierten Kirche, und die christlichen Werte haben für mich eine grosse Bedeutung. Als Leistungssportlerin gibt mir der Glaube an Gott eine gewisse Freiheit. Ich weiss, dass mich Gott so annimmt, wie ich bin: egal, ob ich nun Erfolg habe oder nicht. Das nimmt Druck weg. Klettern ist meine grosse Leidenschaft, und der Glaube hilft mir, dass ich dabei nicht zu verbissen werde.

Wie leben Sie Ihren Glauben?

Zum Beispiel, indem ich regelmässig bete, meist mehrmals am Tag und auch vor dem Einschlafen. Dabei versuche ich, mit Gott in Beziehung zu kommen. Das heisst, ich artikuliere nicht nur meine Gedanken und Bitten, sondern bin auch mal einfach still und höre zu, was Gott mir sagen will. Oft habe ich dann plötzlich einen überraschenden Gedanken oder ein klares Gefühl. Das ist toll.

Sie studieren im vierten Semester Theologie. Woher kommt Ihr grosses Interesse daran?

Meine Eltern haben mir vorgelebt, was es bedeutet, ein christliches Leben zu führen. Als ich in der achten Klasse war, zogen wir nach Hirzenbach, einem Quartier der Stadt Zürich, und trafen dort eine sehr lebendige Kirchgemeinde an. Nach und nach bin ich da hineingewachsen, und mir wurde klar, dass ich Theologie studieren und Pfarrerin werden will.

Wann zweifeln Sie an Gott oder an Ihrem Glauben?

Eigentlich nie. Aber es gibt Momente, wo ich Gott nicht verstehe. Zum Beispiel, als ich verletzungsbedingt nicht klettern konnte und nicht wusste, ob und wie es für mich als Sportlerin weitergehen würde. Doch auch in dieser Zeit fühlte ich mich von Gott getragen. Und tatsächlich lag in diesem Unglück auch eine Chance: Ich konnte nämlich in Ruhe mein Studium anfangen und bin nun voller Energie auch wieder am Trainieren.

Interview: Katharina Kilchenmann

Christoph Biedermann



Tipp

Aktionswoche

Im Kampf gegen Ausgrenzung

Am 21. März 1960 demonstrierten rund 20 000 Menschen im südafrikanischen Sharpeville friedlich gegen das Apartheid-Regime. Die Polizei erschoss bei den Protesten 69 Demonstrierende. Nach diesem Massaker wurde der 21. März zum Internationalen Tag gegen Rassismus. In vielen Städten dieser Welt entstanden seither rund um dieses Datum Aktionswochen.

So auch in Bern und Umgebung, dieses Jahr nun schon zum zehnten Mal. Unter dem Motto «Hier. Jetzt. Unbedingt. Nein zu Rassismus» fin-

den Konzerte, Theaterstücke, Ausstellungen, Lesungen, Podiumsdiskussionen, Comedy sowie Radiosendungen statt.

Am 26. März etwa erzählen Bernerinnen und Berner mit Migrationsbiografie über ihre persönlichen Erfahrungen mit Rassismus und Diskriminierung im Alltag; dies im Rahmen einer Podiumsdiskussion mit Konzert in der Französischen Kirche um 18.30 Uhr, anschliessend Apéro. Oder der Interkulturelle Frauentreff Köniz überrascht am 24. März zwischen 12 und 16 Uhr mit feinem Essen aus unterschiedlichen Kulturen. ki

«Hier. Jetzt. Unbedingt. Nein zu Rassismus». 21.–27. März, diverse Veranstaltungen in und um Bern. www.berngegenrassismus.ch



Alina Ring, 21, ist Schweizer Meisterin im Sportklettern 2017. Sie studiert Theologie an der Uni Zürich. Foto: zvg